

STEFAN KAUFMANN

**(Bitte ausschließlich nach der gedruckten Fassung zitieren;**

erschieden in: Ulrich Bröckling, Axel Paul, Stefan Kaufmann, Hgg.:  
Vernunft – Entwicklung – Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne.  
Festschrift für Wolfgang Eßbach, München 2004: 205-233)

## Moderne Subjekte am Berg

Das Klettern ist für mich eine körperlich-geistige Auseinandersetzung mit einer Landschaft, die mich so geprägt hat, daß sie ein Teil meines Ichs geworden ist.<sup>1</sup>

### Einstieg – Subjektivierung am Berg

Wenn es so etwas wie einen kulturhistorischen Kanon gibt, gehört zu diesem, die Geschichte des modernen Subjekts mit der Besteigung eines Berges beginnen zu lassen: mit Petrarcas Aufstieg zum Mont Ventoux im Jahre 1336. Nicht um mit den Göttern zu sprechen, wie Moses am Berg Sinai, auch nicht zur militärischen Lageerkundung, wie der von Petrarca zitierte makedonische König Livius: „Allein vom Drang beseelt, diesen außergewöhnlichen Ort zu sehen“<sup>2</sup> – so begründet Petrarca seine Besteigung. Damit formuliert er das Credo des modernen Alpinismus. Berge werden um ihrer selbst willen bestiegen, sinnliche Naturerfahrung wird zum Selbstzweck. Petrarca reizt es, den Berg zu sehen und die Aussicht vom Gipfel zu genießen. Spätestens seit Joachim Ritters klassisch gewordener Interpretation gilt Petrarcas Aufstieg als Urszene ästhetischer Naturbegegnung.<sup>3</sup> Nicht nur dies, mit ihm kündigt sich auch das moderne Subjekt an. „Subjektivität“ bedeutet,

<sup>1</sup> Reinhard Karl, „Unterwegs nach Hause“, in: *Alpenvereinsjahrbuch* '82/83 107 (1982/83), 91-106, hier 102.

<sup>2</sup> Francesco Petrarca, *Die Besteigung des Mont Ventoux*. Übersetzt und hg. von Kurt Steinmann, Stuttgart 1995, 5. Dass es sich bei Petrarcas Bericht höchstwahrscheinlich um eine fiktive Erzählung handelt, wie Ruth und Dieter Groh ausführlich begründen, hat der referenziellen Bedeutung des Textes keinen Abbruch getan. Vgl. Ruth Groh/Dieter Groh: „Petrarca und der Mont Ventoux“, in: dies., *Die Außenwelt der Innenwelt. Zur Kulturgeschichte der Natur*, Bd. 2, Frankfurt/M. 1996, 17-82, hier 21-28.

<sup>3</sup> Joachim Ritter, „Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft“ (1962), in: ders., *Subjektivität. Sechs Aufsätze*, Frankfurt/M. 1974, 141-163.

eine komplexe Innenwelt auszubilden, eine vielfältige Gefühlswelt, zu der maßgeblich ein Sensorium gehört, Natur in emphatischer Weise als Landschaft wahrnehmen zu können. Subjekt und Landschaft korrespondieren miteinander: Landschaftliche Schau bildet ein Moment der Subjektconstitution, in ihrer Betrachtung erweitert sich die Innenwelt, und umgekehrt ist Landschaft ein Effekt subjektiver Wahrnehmung. Erst im empfindsamen Blick wird gesehene Natur zu einem gefühlten Zusammenhang. Petrarca freilich bleibt Vorläufer des modernen Subjekts. Sein moderner Naturbezug scheitert, wenn er den Aufstieg in christlich-abendländischer Tradition als Frevel bereut. Ritter bindet den Durchbruch moderner Lebensform, damit auch moderner Subjektivität und Naturästhetik, denn auch ganz entschieden an die Durchsetzung bürgerlicher Herrschaft, konkret an die französische Revolution.<sup>4</sup> Auch die alpinistische Geschichtsschreibung verortet den Beginn des Alpinismus mit der Erstbesteigung des Montblancs 1786 in dieser Epochenwende; auch ihr gilt Petrarca lediglich als Vorläufer.<sup>5</sup>

Folgt man Ritter, so eröffnet sich am Berg, oder genereller im Aufsuchen der Natur, ein Ort der Freiheit. In der ästhetischen Einstellung wird Natur zum Ort, den sozialen Zwängen der Stadt, der rationalen, bürgerlich-industriellen Gesellschaftsordnung zu entkommen. Das Subjekt eröffnet sich einen Raum jenseits gesellschaftlicher Normen. Ein Raum, der eine metaphysische Erfahrung birgt: In der Landschaftsschau kommt die in der Moderne verlorengegangene, einst religiös und philosophisch verbürgte Einheit von Mensch und Natur zum „Vorschein“.<sup>6</sup> Genau darin liegt auch das Glück, das dem modernen Subjekt in der Natur begegnet. Subjektivierung ist mithin nicht zuletzt ein Ergebnis naturästhetischer Praxis, und überdies bildet die subjektive Innenwelt den Gegenpol zur Gesellschaft, sie ist dieser entzogen.

Spätestens mit der breiten Rezeption von Foucaults Arbeiten, wird Subjektivierung gänzlich anders gezeichnet: Ganz gegen Ritter, der Subjektivierung im Singular begreift, als Entstehung des bürgerlichen Subjekts, ist von historisch unterschiedlichen Subjektivierungsweisen auszugehen. Und ganz gegen Ritter, der die freie Begegnung mit der Natur stark macht, wird die Formung noch der innersten Winkel des Selbst durch gesellschaftliche Machtmechanismen zentral: zum einen Disziplinartechniken, die dem Einzelnen spezifische Fertigkeiten, Fähigkeiten und Verhaltensmuster einprägen, zum anderen institutionalisierte Hermeneutiken des Selbst, in denen der Einzelne in Exploration und Offenbarung intimer Verhaltensweisen die Wahrheit über sich hervorbringt. Dennoch lassen sich Gründe benennen, die Frage nach Subjektbildung und Naturästhetik wieder aufzunehmen. Stichwortartig möchte ich nur drei Entwicklungslinien anführen. Die Regierungstechnologien nehmen zunehmend informellere, flexiblere Form an, in deren

<sup>4</sup> Vgl. Joachim Ritter, „Subjektivität und industrielle Gesellschaft. Zu Hegels Thesen der Subjektivität“, in: ders., *Subjektivität*, 11-35.

<sup>5</sup> Vgl. Helmuth Zebhauser, „Fünf Epochen der Alpingeschichte“, in: *Berg '85. Alpenvereinsjahrbuch* 109 (1985), 253-256, hier 254.

<sup>6</sup> Ritter, „Landschaft“ (Anm. 3), 182.

Rahmen Praktiken der Selbstformung, Operationen, mit denen Individuen auf ihren Körper, ihr Denken, ihr Verhalten und ihre Existenzweise einwirken, um sich zu verändern, klassische Disziplinierungsformen überlagern. Dies korreliert mit der Ausdifferenzierung von Biographieverläufen und Lebensstilen, der Ausbildung von Teilidentitäten und partiellen Lebenswelten, die sich aus unterschiedlichen Feldern speisen bzw. in diesen bilden. Der Zwang und die Möglichkeit, sein Leben selbst zu führen, die Ausdifferenzierung der Lebensstile, kreuzen sich mit einer Tendenz, die Suche nach einem „schönen Leben“ als Suche nach Erlebnissen, nach intensiven Emotionen zu betreiben. „Erlebe dein Leben“ scheint geradezu zu einem Imperativ avanciert zu sein. Nicht allein der Boom der Freizeitindustrie spricht dafür, noch jedes alltägliche Konsumverhalten wird als Erlebnis verkauft. Selbstdefinitionen, soziale Abgrenzungen und Zugehörigkeiten bestimmen sich verstärkt nicht allein im Sinne von Besitzstand durch Beziehungen zu Objekten – sowohl artifiziellen wie auch naturalen. Zahlreiche Selbstpraktiken arbeiten systematisch an der Erlebnisorientierung, daran, sich selbst darauf einzustellen, in bestimmten Situationen, möglichst intensiv zu erleben.<sup>7</sup> Dazu gehört auch das Bergsteigen.<sup>8</sup>

Auf den ersten Blick könnte Bergsteigen ganz ähnlich wie bei Ritter schlicht als Gegenwart zur üblichen Alltagserfahrung thematisiert werden. Jedenfalls konstituiert das Bild des Gegensatzes von Stadt und Land, oder in diesem Fall genauer: von Flachland und Bergen, die Wahrnehmung von Bergsteigern. Es kann geradezu als Stereotyp bezeichnet werden, das die (Selbst-)Beobachtungen von Alpinisten durchzieht. Berge werden aufgesucht, weil man dort etwas anderes zu finden glaubt als in der Stadt – in alpinistischer Anfangszeit wie in der Gegenwart:

Die Lust und die Empfänglichkeit für die Reize der Natur und insbesondere der Gebirgswelt verleiht dem Menschen die Weihe sittlicher Veredelung, in der fri-

---

<sup>7</sup> Um wenigstens Hinweise zur abundanten Literatur zu geben: vgl. zum Wandel gegenwärtiger Regierungstechnologien: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hgg.), *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt/M. 2000; zur Ausdifferenzierung von Lebensstil und Subjektivierungsformen: Peter A. Berger, *Individualisierung. Statusunsicherheit und Erfahrungsvielfalt*. Opladen 1996; zur Erlebnisorientierung Gerhard Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart*, Frankfurt/M./New York 1992.

<sup>8</sup> Nach Schulzes Kriterien wäre Bergsteigen im „Selbstverwirklichungsmilieu“ zu verorten. Dieses ist von seiner sozialen Zusammensetzung dem akademischen Milieu verwandt, für das – folgt man Bourdieu – Bergsteigen ein charakteristischer Sport ist, der erlaubt, „zugleich Herr über seinen Körper wie über eine dem Gewöhnlichen verwehrte Natur zu sein, bei geringsten finanziellen Kosten ein Höchstmaß an Distinktion, Distanz und physischer wie geistiger ‚Höhe‘ zu erreichen.“ Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt/M. 1987, 349; vgl. Schulze, *Erlebnisgesellschaft* (Anm. 7), 312-321, 658.

schen, reinen Bergluft fühlt er sich frei und erhaben über die Misere des irdischen Alltagslebens, auf den Bergen empfindet er die wahre innere Freiheit.<sup>9</sup>

Hier die Berge – dort die Stadt. Hier Freiheit, Weite, Stille – dort Begrenzung, Enge, Lärm [...] Unsere Welt ist programmiert, berechnet sind alle Möglichkeiten des kommenden Tages. Für jedes Risiko ist man versichert. Gewißheit, daß nur alles so und nicht anders verlaufen kann – ich ertrage sie nicht.<sup>10</sup>

Auch die Werte, Themen und Beziehungen, mit denen das Bergsteigen bzw. Klettern beschrieben wird, lassen sich in dichotomer Weise der Alltagserfahrung gegenüberstellen: Konzentration versus Zerstreuung; Trennung von Handeln und Bewusstsein versus Verschmelzung von Handeln und Bewusstsein; fehlendes Selbstverständnis versus Entdeckung des wahren Selbst; Oberflächlichkeit der Anliegen versus Begegnung mit tiefsten Anliegen.<sup>11</sup> Im extremen Bergsteigen und Klettern kommt nicht unbedingt die metaphysisch-kosmische Einheit von Mensch und Natur zum „Vorschein“, die Ritter meinte, aber allemal existentielle Erfahrung: In der intensiven körperlichen Anstrengung, im Bewusstsein der Lebensgefahr, in der unmittelbaren taktilen Verbindung mit dem Fels, bringt sich das im modernen Leben geradezu systematisch verdrängte Organische der Existenz zur Sprache.<sup>12</sup>

In solch schlichter Gegensätzlichkeit geht – um eine Formulierung von Reinhard Karl aufzunehmen – das „Erlebnis Berg“ allerdings nicht auf.<sup>13</sup> Man wird auf historisch je dominante Unterschiede stoßen, wenn man die Fragen aufnimmt: Welche Mechanismen, bringen Naturerlebnis auf der einen und bergsteigendes Subjekt auf der anderen Seite hervor? Welches Können, welche Fähigkeiten werden am Berg bzw. am Fels geschult oder entfaltet? Welche Erfahrungen, welche Erlebnisse bereitet der Fels beim Klettern? Nicht eine ästhetische Praxis, die Landschaftsschau, sondern unterschiedliche historisch je dominante Formen des Umgangs mit Bergen und Felsen werden in den Blick rücken. Nicht *das* Subjekt, sondern unterschiedliche Typen von Bergsteigern, die sich im Umgang mit der

<sup>9</sup> Aus dem Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins von 1873, zit. n. Rainer Amstädter, *Der Alpinismus. Kultur – Organisation – Politik*, Wien 1996, 32.

<sup>10</sup> So zitiert Reinhold Messner seine Sichtweise in den 70er Jahren. Inzwischen sieht er das dichotome Bild in Auflösung begriffen, da der Prozess der Verstädterung längst auch in den Bergen um sich greife; Reinhold Messner, *Berg Heil – heile Berge? Rettet die Alpen*, München/Wien/Zürich 1997, 7.

<sup>11</sup> Um nur einige der Gegensatzpaare zu nennen, in denen der Psychologe Mihaly Csikszentmihalyi Interviews mit Kletterern zusammenfasst; vgl. ders., *Das flow-Erlebnis. Jenseits von Angst und Langeweile: im Tun aufgehen*, Stuttgart 1985, 130.

<sup>12</sup> Neil Lewis, „The Climbing Body, Nature and the Experience of Modernity“, in: *Body & Society* 6 (2000) Bd. 3/4, 58-80.

<sup>13</sup> Reinhard Karl, *Erlebnis Berg. Zeit zum Atmen*, Bad Homburg 1980. Karl brachte einen radikalen Wandel in der Auffassung des Bergsteigens zum Ausdruck, mit ihm steigt der Typus eines postheroischen, vielleicht könnte man sagen: eines postmodernen Bergsteigers und Kletterers auf.

Natur ausdrücken und ausbilden, werden Thema. Vier zentrale Momente über die eine bergsteigerische Auseinandersetzung mit der Landschaft vermittelt ist, möchte ich aufgreifen: den Einsatz des Lebens, die intellektuelle Einstellung, die Ausrüstung und den körperlichen Einsatz. Alle Momente unterliegen historischen Transformationen, aus denen sich Hinweise auf unterschiedliche Subjektivierungsweisen von Bergsteigern ergeben.<sup>14</sup>

## Heroische Akte – Der Einsatz des Lebens

Georg Simmels Haltung dürfte durchaus nicht untypisch gewesen sein. So sehr er später den ästhetischen Eindruck der Hochgebirgslandschaft, dessen „Entfertheit vom Leben“ schätzte,<sup>15</sup> so sehr kritisierte er vor der Jahrhundertwende das Bergsteigen – zumindest in seiner extremen Form:

In den Kreisen des Alpenclubs gilt die Vorstellung, das Überwinden der lebensgefährlichen Schwierigkeiten sei sozusagen sittlich verdienstvoll, als ein Triumph des Geistes über den Widerstand der Materie, als ein Ergebnis ethischer Kräfte: des Mutes, der Willensstärke, des Aufgebotes alles Könnens für ein ideales Ziel. Und über diesen wirklich eingesetzten Energien vergißt man, daß sie hier nur als Mittel für ein völlig sittlichkeitsfremdes, ja, oft unsittliches Ziel aufgehoben werden, für den momentanen Genuß, der aus solcher Anspannung aller Lebenskräfte, aus dem Spiele mit der Gefahr, aus der Ergriffenheit durch das erhabene Bild fließt.<sup>16</sup>

Seit der Gründung der Alpenvereine in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten diese sich gegen Kritiker gewehrt, die Bergsteigen für zu gefährlich hielten. Man verwies auf wissenschaftliche Erträge und ästhetische Erbauung, auf gesundheitlichen Nutzen, und vor allem versuchte man statistisch zu begründen, dass Bergsteigen weniger gefährlich sei als allgemein angenommen. Der Anschluss an bürgerliche Werte sollte gewahrt bleiben.<sup>17</sup> In Simmels Kritik zeigt sich, dass in Bergsteigerkreisen zunehmend eine andere Einstellung die Oberhand gewann. Nicht obwohl, sondern weil es gefährlich ist, wurden die Berge aufgesucht. Die

<sup>14</sup> Orientieren werde ich mich am „extremen Bergsteigen“, d.h. an den historisch jeweils schwierigsten oder gefährlichsten Varianten, an den exzessivsten Bergsteigern. Zwischen unterschiedlichen Varianten, etwa Gletschertouren, Eisklettern, Felsklettern, Höhenbergsteigen usw. werde ich vorab nicht differenzieren.

<sup>15</sup> Georg Simmel, „Zur Ästhetik der Alpen“ (1911), in: ders., *Aufsätze und Abhandlungen 1909-1918*, Bd. 1 (= Gesamtausgabe, Bd. 12), hg. v. Rüdiger Kramme / Angela Rammstedt, Frankfurt/M. 2001, 162-169, hier 165.

<sup>16</sup> Georg Simmel, „Alpenreisen“ (1895), in: ders., *Aufsätze und Abhandlungen 1894-1900* (= Gesamtausgabe, Bd. 5), hg. v. Heinz-Jürgen Dahme / David P. Frisby, Frankfurt/M. 1992, 91-95, hier 93.

<sup>17</sup> Vgl. Helga Peskoller, *BergDenken. Eine Kulturgeschichte der Höhe*, Wien 1997, 43ff.; Dagmar Günther, *Alpine Quergänge. Kulturgeschichte des bürgerlichen Alpinismus (1870-1930)*, Frankfurt/M./New York 1998, 56f.

„Entferntheit vom Leben“, die man im Gebirge erleben konnte, sollte nicht mehr nur Entbehrungen im bürgerlichen Leben ausgleichen. Am Berg glaubte man, überlegene existentielle Erfahrungen machen zu können: Das eigentliche Leben fand hier statt – im „Ringeln“ mit dem Tod. Die alpinistische Geschichtsschreibung sieht schon in den Veröffentlichungen des Geologen Hermann von Barth seit den 1860er Jahren, das später dominante Bild vorbereitet.<sup>18</sup> Bergsteigen wurde zur agonalen Auseinandersetzung, genauer: zum tödlichen Kampf um Anerkennung. Für Barth spielte sich dieser Kampf um die Erlangung wahren Selbstbewusstseins nicht mehr wie bei Hegel zwischen zwei Subjekten ab, sondern zwischen „selbstbewußtem Willen“ und „starrem Widerstand der Materie“.<sup>19</sup> Subjektivierung vollzieht sich in ganz grundlegendem Sinn als Auseinandersetzung mit der Natur.

Auch mich fordert die schlanke Spitze der plattengepanzerte Gipfelklotz, der zahnige Grat heraus, die letzte Höhe zu gewinnen, sei's auch mit tollem Wagen zu gewinnen, und zu keinem anderen Zweck als dem, oben gewesen zu sein. Doch mein Verlangen ist befriedigt, sobald der starre Fels mein Können gefühlt; der als seinem Herrn mir gehuldigt – Bewunderung der Menschen entbehre ich leicht.<sup>20</sup>

Barth „begann – noch vor Nietzsche – im Bergsteigen ein Herrenmenschentum zu predigen“:<sup>21</sup> es sei der vollkommenste Ausdruck der Unterwerfung der Natur. Bergsteigend bestehe der „einzelne Mensch für sich allein den Kampf“, und genau deshalb äußere sich darin, die „Besiegelung der Herrschaft des Menschen im ganzen Reiche der Natur“.<sup>22</sup>

Schwingt sich bei Barth der Bergsteiger zum individuellen Herrscher über die Natur auf, so wurde in den 1890er Jahren Bergsteigen zum antibürgerlichen Programm, zum Remedium für das zivilisatorische Zeitleiden des ausgehenden Jahrhunderts: Nervosität. Eine prekäre Gletscherüberquerung beschert Eugen Guido Lammer, dem prominentesten Vertreter einer alpinistischen *fin-de-siècle*-Haltung, Stunden, „die nicht mit Jahren aus dem Alltagsleben aufzuwiegen“ sind, „sie sind für kulturmüde Nerven süßer als Morphinum“.<sup>23</sup> „Alpine Tat“ ist von einem „unauslöschbar(en) Durst nach Todesgefahr“ motiviert, Alpinismus in erster Linie eine Rauscherfahrung, ein ekstatisches Spiel in Todesnähe, „berauschende Wollust der Gefahr“, „prickelndes Hasardspiel um Tod oder Leben“, in dem „all die

<sup>18</sup> Karl Ziak, *Der Mensch und die Berge. Eine Weltgeschichte des Alpinismus*, Berlin/Darmstadt/Wien 1956, 84f.

<sup>19</sup> Hermann von Barth, *Aus den nördlichen Kalkalpen. Ersteigungen und Erlebnisse* (1874), Bd. 1, Leipzig 1910, 12.

<sup>20</sup> Barth zit. n. Ziak, *Mensch und Berge* (Anm. 18), 85.

<sup>21</sup> Ebd., 84.

<sup>22</sup> Barth, *Kalkalpen* (Anm. 19), 12.

<sup>23</sup> Guido Lammer, *Jungborn. Bergfahrten und Höhengedanken eines einsamen Pfadsuchers*. München <sup>2</sup>1923 (das Buch versammelt diverse Texte; die Zahl in Klammern vor der Seitenangabe nennt das Jahr der Erstveröffentlichung, hier: 1888) 97. Vgl. ausführlich zu Alpinismus und *fin-de-siècle*-Haltung Günther, *Quergänge* (Anm. 17), 155-186.

Zerrissenheit unserer Zivilisation versank“.<sup>24</sup> Steigerung von Lebensintensität lautet das bergsteigerische Programm, sich der Gefahr aussetzen die Methode. Die „zügellosen Elemente“ alpiner Natur befreien vom Alltagsleben im Tal, wo die „Luft spießbürgerlich gezähmt und gedämpft“ ist.<sup>25</sup> Die Grenzsituation des Todes lässt nicht allein eine verschüttete Erlebnisdimension aufbrechen, sie ruft auch vitalistische Kräfte wach:

Siegt mein Wille, meine Intelligenz über elementare Widerstände, so offenbart sich das Göttliche in meinem Wesen [...] Wir Mystiker können nicht nur selig werden nach östlicher – indischer – Art im Schauen Gottes, es gibt noch größere weltliche Seligkeit: im Handeln eins mit dem Demiurg zu werden, nicht als ein Hammer sein in Gottes Faust.<sup>26</sup>

Bergsteigen erhält den Sinn, das Leben in energischer Tat zu gewinnen: „wir wollen den Tod besiegen“ heißt es bei Lammer.<sup>27</sup>

Die Natur besiegen, den Tod besiegen: Der Alpinist setzte sein Leben in einem doppelten Kampf aufs Spiel, um als Sieger aufzutauchen. Simmel konnte hinter all dem Einsatz nur ein unsittliches, sittlichkeitsfremdes Ziel sehen: den momentanen Genuss, dem kein Bildungswert zukomme. In seiner späteren Arbeit zur sozialen Figur des Abenteurers allerdings sollte Simmel den Typus des „Gegenwartswe-sens“ in positiverem Licht sehen: als Abenteurer wäre die alpinistische Tat wie ein Kunstwerk zu begreifen, das in sich „irgendwie das ganze Leben zusammenfaßte und erschöpfte“.<sup>28</sup> Simmel sah in ihm die Grundspannungen des Lebens zeitlich verdichtet. Es lasse spüren, was das Leben überhaupt sei: ein Abenteuer. Nicht wenige Anhänger des „verschärften“ Bergsteigens betonten jedoch, dass der Alpinismus durchaus nachhaltige charakterbildende Wirkung habe: Bergsteigen sei die Einübung der „ersten Tugenden des Mannes: Mut, Umsicht, Entschlossenheit“.<sup>29</sup>

<sup>24</sup> Lammer, *Jungborn* (Anm. 23), (1889) 58.

<sup>25</sup> Ebd., (1891) 48.

<sup>26</sup> Ebd., (1922) 36.

<sup>27</sup> Ebd., (1893) 74.

<sup>28</sup> Georg Simmel, „Das Abenteuer“ (1910), in: ders., *Philosophische Kultur*, Leipzig 1919, 7-24, hier 9.

<sup>29</sup> Enzensperger, zit. n. Günther, *Quergänge* (Anm. 17), 203. Im Ersten Weltkrieg sollte die Österreichische Alpenzeitung befriedigt feststellen, dass die Stimmen, die den modernen Alpinismus für pathologisch hielten, fast vollständig verstummt seien. Das Stahlbad der Nerven, dem die Soldaten ausgesetzt waren, kannten die Alpinisten schon längst, die notwendigen soldatischen Tugenden besaßen sie. Die Kriegserfahrung ließ den heroischen Alpinismus gesellschaftsfähig werden. Die Verbindungslinien zwischen bergsteigerischem und kriegerischem Heroismus setzen sich in Deutschland und Österreich bruchlos in die NS-Zeit fort. Und manches nationalistisch-kriegerische Eroberungsideal überdauerte die NS-Zeit – nicht nur am „Deutschen Schicksalsberg“, dem Nanga Parbat, dessen Besteigung 1953 mit Fahneneid und Flaggenparade eingeleitet wurde. Vgl. Stefan Meineke, „Zwischen Wahn und Wirklichkeit. Rückblick auf das

Die Doppelung von Naturerkenntnis und Naturgenuss, welche in der Thematisierung des Alpinismus bis weit ins 19. Jahrhundert vorherrschte, war abgelöst: Selbstschöpfung im Spiegel der Natur lautete das alpinistische Programm, Bergsteigen avancierte in der Spielart nicht weniger Extremer zur radikal antimoder-nistischen Kulturkritik.

In naturästhetischer Hinsicht verschob sich mit dem Schwierigkeitsbergsteigen die Perspektive. Die Naturerfahrung vollzog sich nicht mehr als panoramatische Schau, wie in der Frühphase des Alpinismus. Seit den Alpenreisen von John Addison und John Dennis Ende des 18. Jahrhunderts hatte sich die Kategorie des Erhabenen als Anleitung alpiner Landschaftserfahrung etabliert. Nach wie vor gilt Kants Analytik als Referenz dieser Form der Naturerfahrung.<sup>30</sup> Mit Kant ausgedrückt wurde in der panoramatischen Schau das „Mathematisch-Erhabene“ zum Thema: Das Grenzenlose, Riesige, Formlose, Unermessliche ihrer Erscheinung. Noch Simmel schätzt in seinem Essay genau dies, wenn er das transzendente Erlebnis beim Anblick formloser Firnlandschaften hervorhebt.<sup>31</sup> Sobald nicht mehr der Gipfelblick, sondern das Begehen selbst im Vordergrund steht, wandelt sich die visuelle Distanz zu einem leibnahen Spüren, in kämpferischer Auseinandersetzung wird alpine Natur als bedrohlich und mächtig empfunden: Berge werden zum „dynamisch-erhabenen“ Phänomen. Kant sah schon mit der bloßen Betrachtung der überwältigenden Natur die Möglichkeit einer Selbsterhebung des Subjekts angelegt. Das Erhabene ist per se Grenzerfahrung, das Paradox der Gleichzeitigkeit von Schrecken und Lust. Die Pointe in Kants Erklärung des Phänomens besteht darin, Schrecken und Lust in eine zeitliche Folge zu stellen und mit diesem Trick die Vernunft gegen das Sinnliche auszuspielen. Wenn die überwältigende Naturmacht im ersten Moment erschreckt, weil sie das sinnlich Fassbare sprengt, so kehrt sich in der unmittelbar folgenden reflexiven Erfassung dieser Situation das Verhältnis um: Verglichen mit der Fassungskraft der Ideen der Vernunft verblasst die Größe der Natur, als Vernunftwesen ist der Mensch der Natur überlegen. Der erste Schreck verwandelt sich in nachhaltige Lust.

In ähnlicher Weise verfahren die schriftstellernden Bergsteiger: Bei Barth dominierte die Schroffheit und Steilheit der Berge die Beschreibung – dies die Voraussetzung des Schauers. Die Besteigung vollzieht sich als ein Kampf um jeden

---

Zeitalter des heroischen Alpinismus (1890-1980)“, in: *Berg 2003. Alpenvereinsjahr-buch*, 127 (2003), 104-116, hier 108f; Amstädter, *Alpinismus* (Anm. 9), 551.

<sup>30</sup> Vgl. Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft* (1799), hg. v. Karl Vorländer, Hamburg 1990, §§23-29, 87-113; zur Herausbildung alpiner Naturwahrnehmung: Marjorie Hope Nicolson, *Mountain Gloom and Mountain Glory. The Development of Aesthetics of the Infinite*, New York 1959; vgl. zum Wiederaufleben der Diskussion um das Erhabene und zu seiner Formulierung bei Kant Christine Pries, „Einleitung“, in: dies. (Hg.), *Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn*, Weinheim, 1-30 und Hartmut Böhme, „Das Steinerne. Anmerkungen zur Theorie des Erhabenen aus dem Blick des ‚Menschenfremdesten‘“, in: ebd., 119-141.

<sup>31</sup> Vgl. Simmel, „Ästhetik“ (Anm. 15), 167f.

einzelnen Zacken, jeden Vorsprung und jeden Grat, um schließlich zu triumphieren. In Lammers Beschreibung eines Ersteigungsversuchs der Westwand des Matterhorns schließlich steigert sich der Schrecken zu einem wahrhaft infernalischen: von „Todesschlünden“ ist die Rede, „Banden der Hölle“ werden „entfesselt“, „tausend kleine Teufelchen schwirren durch die Luft“, man hört „Virperngezisch“, „Schneeslangen“ jagen Rinnen hinunter, ein „Zug des Verderbens kommt vorbei“, kurzum: die Wand ist die Hölle, nicht mehr nur Gegner, sie wird zur „tückischen Feindin“. Der Aufstieg scheitert, Lammers Begleiter verunglückt: „Und doch, du grausamer Berg, du Stiefmutter Natur, harter Gott, ich liebe euch in all eurer gnadenlosen Schöne, in eurer granitene Gleichgültigkeit. Ich, der Unzerstörbare, bin euresgleichen.“<sup>32</sup> Die Pointe gleicht der Kants: Das eigentlich Erhabene ist nicht die Natur, sondern das Subjekt. Allerdings vollzieht sich die bergsteigerische Auseinandersetzung nicht auf visueller, sondern auf körperlicher Ebene. Nicht Reflexion, sondern überlegene Tat, oder zumindest überlegenes Trotzen bestimmen den Ausgang – eine Feier nicht der Vernunft, sondern des Willens.

Auch gegenwärtig gehört – wie es der Bergsteiger und Psychoanalytiker Ulrich Aufmuth ausdrückt – die „Todesnähe als Lebenselixier“ zum Extrembergsteigen.<sup>33</sup> Von Barth bis zu Bergsteigern wie Messner und Karl lässt sich eine Linie ziehen, um zu zeigen, dass bei allen aus der gespürten Todesnähe, ein „starkes und köstliches Gefühl des Lebendigeins“ entspringt, „das wir unter normalen Lebensbedingungen zu oft entbehren“: „Todesnähe als Lebensverstärker“.<sup>34</sup> Extremes Bergsteigen wird generell als lustvolle Inszenierung einer existenziellen Erfahrung gedeutet. Blickt man allerdings genauer auf das Wie dieser Inszenierung, werden Unterschiede deutlich. Den *Grenzbereich Todeszone* auszuloten, wie es Messner plakativ formuliert, vollzieht sich nicht mehr als Akt der Eroberung und Beherrschung, weder die Natur noch der Tod werden unterworfen. Nicht kämpferische Tat, sondern Selbsterkenntnis rückt ins Zentrum: Messner will mit seinen Grenzgängen, den Unternehmungen, ohne Sauerstoff Achttausender zu

<sup>32</sup> Lammer, *Jungborn* (Anm. 23), (1887) 97-102, hier 102.

<sup>33</sup> Ulrich Aufmuth, „Die Lust am Risiko“, in: *Berg '85. Alpenvereinsjahrbuch* 109 (1985), 87-102, hier 98.

<sup>34</sup> Ebd. Wer, wie Aufmuth, mit Eriksons Identitätskonzept fragt, warum jemand das Risiko beim Bergsteigen auf sich nimmt, sieht immer nur die Gleichen in die Wand einsteigen und oben herauskommen: Defizitäre Ichs auf der Suche nach Identität. In der Wand spielt sich immer das Gleiche ab: ein seelisches Drama. In dieser Logik wird die existentielle Erfahrung in der Wand zur Kompensation, das heißt zum mehr oder weniger gelungenen Ausgleich einer Verlusterfahrung (von der Trennung von der Mutter bis zum Problem, den Lebenssinn zu finden), die existentiell unvermeidlich, in modernen Gesellschaften aber besonders ausgeprägt ist; vgl. Ulrich Aufmuth, „Risosport und Identitätsbegehren, Überlegungen am Beispiel des Extrem-Alpinismus“, in: Gert Hortleder/Gunter Gebauer (Hgg.), *Sport – Eros – Tod*, Frankfurt/M. 1986, 188-215. Vgl. zu einer ähnlichen Kritik an Aufmuth auch Peskoller, *BergDenken* (Anm. 17), 41.

besteigen, „Lebenskenntnis vom Ende, vom eigenen Tod aus“ gewinnen.<sup>35</sup> Er inszeniert keine Kämpfe, Berge und Grenzgänge werden zum Medium eines psychischen Experiments, das mystische Versenkung in einen Gipfelaufstieg übersetzt. Seine Erfahrungen beschreibt Messner als visionäre Ich-Erweiterungen, als ein „natural high“,<sup>36</sup> in dem die Ich-Grenzen verschwimmen:

Nach meinen ersten großen Expeditionen hatte ich mein Leben als erweitert empfunden und war gleichzeitig nachdenklicher geworden. Nach dem Hidden Peak, meinem dritten Achttausender, der eine beruhigende Wirkung auf mich hatte, glaubte ich zu ahnen, was das Nirwana ist, hatte ich also einen Hauch von dem gematet, was über das Leben hinausgeht. Am Everest-Gipfel erlebte ich eine Art seelischen Orgasmus, ein emotionales Ausschwingen in einem raum-zeitlichen Allbewußtsein. Meine Ratio war völlig ausgeschaltet.<sup>37</sup>

Hier kehrt kein Tat-Mensch vom Berg zurück, der sich als Heros bewiesen hat, sondern jemand, der „den Tod zu (s)einem Leben gehörend“<sup>38</sup> empfand und seine Seele kennen gelernt hat:

Die meisten von uns identifizieren sich mit ihrem Kopf und dem physischen Körper und haben nicht gelernt, sich wie ein Zuschauer von außen zu sehen. Viele glauben zwar an eine Seele, wissen aber nicht, daß diese konkret existiert, da sie sie noch nicht selbst erfahren haben.<sup>39</sup>

Messner transzendiert das heroische Pathos des Bergsteigens, bei Karl taucht es lediglich in ironischer Brechung auf. Sicher – auch Karl lässt sich zitieren, wenn man Bergsteigen als immer gleiche Grunderfahrung sieht, über den Tod zum Leben zu finden. Eine Begehung der Eigernordwand und einen Aufstieg auf die Jungfrau vergleicht Karl: „Über den Tod zum Leben hochzusteigen, ist doch ein anderes Lebensgefühl als eine todsichere Sache hochzusteigen und müde oben anzukommen.“<sup>40</sup> Allerdings sollte man die vorausgehende Passage mitlesen:

Die Wand, und der Berg sehen nicht schön aus, ein steiler Kohlehaufen, aber der heißt Eiger. Doch ich glaubte mein Leben würde sich wirklich verändern, wenn ich diese Wand mache. Dann könnte ich ruhig antworten, wenn mich der Meister [Karl arbeitete damals in einer Autowerkstatt, S.K.] fragen würde: ‚Na Karl, welchen Berg hast Du denn dieses Mal bestiegen?‘ Denn den Eiger, den kennt er ja aus der Boulevardpresse, wie jene da am Fernrohr und wie ich auch. Ich mußte diesen Berg wirklich machen. Wir alle waren Opfer der Zeitung, einschließlich des armen Berges, der gar nichts für das Unglück kann, für das er verantwortlich gemacht wird.

<sup>35</sup> Reinhold Messner, *Grenzbereich Todeszone*, Köln 1978, 25.

<sup>36</sup> Ebd., 199.

<sup>37</sup> Ebd., 215.

<sup>38</sup> Ebd., 29.

<sup>39</sup> Ebd., 30.

<sup>40</sup> Karl, *Erlebnis Berg* (Anm. 13), 53.

Unser Versuch endet bereits am Stollenloch, denn es regnet. Im Taschenlampenlicht laufen wir den Zahnradbahntunnel der Jungfraubahn wieder hinunter. Fast wären wir von dem mit Touristen überfüllten Zug überfahren worden. Was für ein unehrenhafter Tod für jemand wie mich, der die ‚Mordwand‘ bezwingen will.<sup>41</sup>

Extremes Bergsteigen ist ein Gang nahe der Grenze zwischen Leben und Tod. Auch bei Karl ist die Referenz auf diese existentielle Dimension nicht verschwunden, aber das erhabene Erlebnis ist mehrfach gebrochen. Es ist medialer Effekt, eine Erfindung der Zeitungen, die dennoch oder gerade deshalb real ist. Es wird ironisch unterlaufen, wenn es sich gar nicht am Berg, sondern bei einem Verkehrsunfall ereignet. Es wird in eine schlichte Dimension zurückgeholt, wie Karl auf dem Gipfel des El Capitans schildert, der nach drei Tagen Kletterei in senkrechter, teils überhängender Wand erreicht wurde und hinter dem sich eine Hochfläche erstreckt:

Wir sind oben, und das bedeutet Gehen über weites Land, bedeutet, keine Angst zu haben. Das stinknormale Laufen wiederzuerleben, bedeutet glücklich sein. Natürlich hätten wir auch ganz einfach den breiten Weg in 5 Stunden bis hierher hochwandern können. Der Endpunkt wäre der Gleiche, aber wir wären nicht die Gleichen.<sup>42</sup>

Für Karl verbirgt sich kein tieferes, wahres Leben im Grenzbereich, er findet dort keine authentische Selbsterkenntnis. Er lernt lediglich die scheinbaren Banalitäten menschlicher Existenz als intensive Erfahrung kennen. Sicherlich geht es auch um Überwindung von Todesgefahr und Abenteuererum – aber stets mit ironischer Distanz.

## Kognitive Aneignung – Der Einsatz von Wissenschaft und Kunst

Horace-Bénédict de Saussure, der einen Preis für die erste Montblanc-Besteigung ausgesetzt hatte, gelangte ein Jahr nach der Erstersteigung selbst auf den Gipfel:

Dann konnte ich das großartige Schauspiel betrachten, das ich vor Augen hatte [...] Was ich zu sehen gekommen und was ich mit größter Klarheit sah, war eine Reihe all der hohen Spitzen, deren Anordnung ich schon seit so langer Zeit kennenzulernen wünschte. Ich glaubte meinen Augen nicht; es schien mir wie ein Traum, als ich zu meinen Füßen all die majestätischen Gipfel sah, deren unterste Teile schon so schwer und so gefährlich zu betreten gewesen waren. Ein einziger Blick behob mich so manchen Zweifels, den Jahre der Arbeit nicht zu klären vermocht hatten.<sup>43</sup>

Ganz anders als die gängige Annahme, Naturwissenschaft und Ästhetik seien Gegenpole, erwarten lässt, fallen bei Saussure ästhetische Betrachtung und wissenschaftlicher Blick in eins. Der grandiose Anblick offenbart zugleich exakt die

<sup>41</sup> Ebd., 51f.

<sup>42</sup> Ebd., 100.

<sup>43</sup> Zit. n. Ziak, *Mensch und Berge* (Anm. 18), 54.

geographische Lage der Berggipfel. Saussure, Professor in Genf und Naturforscher, leitete eine 18 Mann starke Expedition zum Gipfel. Ausgerüstet mit Zelt, Tisch, Thermometer, Barometer, Kompass usw. führte er vier Stunden lang Messungen und Versuche durch. Besteigen und Maßnahmen gingen Hand in Hand: Saussures Vermessungen hatten den Montblanc zum höchsten Berg Europas (genauer: der Alpen) bestimmt, und noch auf dem Gipfel selbst führte er Höhenexperimente durch, stellte den Siedepunkt des Wassers fest, bestimmte die Farbe des Himmels anhand einer mitgebrachten Farbpalette usw. Insofern stellt Saussures Expedition den Höhepunkt einer Entwicklung dar, in deren Verlauf wissenschaftliches und touristisches Interesse im Gleichschritt von den Talsohlen der Alpen, über die Almregionen zu den Fels- und Gletscherzonen aufgestiegen waren.<sup>44</sup>

Saussure vereinte die beiden frühen Typen des „Bergfreundes“: den Wissenschaftler und den genießenden Beobachter. Noch die Alpenvereine sahen sich im Dienste wissenschaftlicher Aufklärung. Ein Schwerpunkt ihrer Tätigkeit lag im Bereich geographisch-wissenschaftlicher Publikationen: Geologische Bestandsaufnahmen, meteorologische Aufzeichnungen, glaziologische Abhandlungen und vor allem kartographische Werke. Über hundert Jahre nach der Besteigung des Montblanc gab es lediglich zwei legitime Gründe, einen Berg zu besteigen: die Natur in detaillierte Beschreibung zu überführen und das Panorama des Gipfels zu genießen. Der Aufstieg selbst galt als die Mühe vor dem Lohn. Messen, Beschreiben, Beobachten und Ausschau waren die gültigen Formen der Aneignung. Die in den 1870er Jahren einsetzende Suche nach schwierigen Wegen, das Gefallen am Aufstieg und am Klettern selbst, stieß in Alpenvereinskreisen noch überwiegend auf Ablehnung.<sup>45</sup>

Die Nähe von wissenschaftlicher und naturästhetischer Blickführung hat strukturelle Gründe. Historisch durchlief der Blick, bevor er an der tatsächlichen Natur Gefallen finden konnte, die Schule der Landschaftsmalerei, deren Wurzeln auf einer spezifischen symbolischen Form basieren: der Zentralperspektive. Die Zentralperspektive entsprang den selben in der Renaissance entwickelten geometrischen Prinzipien, welche die einsetzende Landesvermessung anleiteten.<sup>46</sup> Auch die im 19. Jahrhundert sich verbreitende Euphorie an der panoramatischen Schau – ein Sehen ohne Rahmung, wie es eine Gipfelaussicht bietet – hatte erst die Schule der Eisenbahnreise und verschiedener optischer Medien, die der Forschung dienten, durchlaufen.<sup>47</sup> Der ästhetische Blick in die Natur ist in seiner Form ein

<sup>44</sup> Vgl. Monika Wagner, „Das Gletschererlebnis – Visuelle Naturaneignung im frühen Tourismus“, in: Götz Großklaus/Ernst Oldemeyer (Hgg.), *Natur als Gegenwelt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur*, Karlsruhe 1983, 235-263.

<sup>45</sup> Siehe Günther, *Quergänge* (Anm. 17), 46-61.

<sup>46</sup> Vgl. Dennis E. Cosgrove, „Prospect, Perspective and the Evolution of the Landscape Idea“, in: *Transactions* 10 (1985), 45-62.

<sup>47</sup> Vgl. Wolfgang Schivelbusch, *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1989, 51-66; Daniel Speich, „Alpenblick mit Geländer. Technisch hergestellte Landschaftserlebnisse in der Moderne“,

Effekt wissenschaftlich-mathematischer Naturbeobachtung – keineswegs ein gesellschaftsfreier Blick allein aus dem inneren einer empfindsamen Seele. Umgekehrt leiten der ästhetisch-künstlerische Blick und poetische Beschreibungen die Geologie, Gletscherkunde und Geographie an: Dies beginnt mit der ästhetisch bestimmten Festlegung der zu beschreibenden Elemente – wie Berg, Tal usw. – und setzt sich in zahlreichen Details einer wissenschaftlichen Beschreibung – etwa der Formen, der Farben usw. – fort.<sup>48</sup> Der Sinn des Bergsteigens besteht lange Zeit genau in dieser doppelten Weise die Natur zu erfassen: erkunden und visuell-emotional an der Natur teilhaben, der Bergsteiger ist wissenschaftlicher und ästhetisierender Gipfeleroberer.

Diese Tradition setzen auch die „Schwierigkeitssucher“ fort, die im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts auf neuen Wegen bereits erstiegene Bergspitzen erklimmen, die ausgewählte Grate und Wände aufsuchen, die schließlich bestimmte „Linien“ in den Wänden verfolgen, welche immer häufiger gar nicht mehr zum Gipfel führen. In zunehmendem Maße interessiert die Schwierigkeit der Kletterei – für deren Bemessung noch vor dem Ersten Weltkrieg die ersten Schwierigkeitsskalen entstehen –, die Ästhetik und Logik der Linienführung sowie die Schönheit der Kletterei. Der Bereich des extremen Kletterns beginnt genau dort, wo die kartographische Vermessung, das Prunkstück wissenschaftlicher Alpenerschließung des 19. Jahrhunderts, mit ihrer Kunst am Ende ist. Weiße Flecken zu füllen, war die Obsession der Kartographen – in der gängigen Farbkodierung kehren diese Flecken mit den Gletschern auf die Karte zurück. Mehr noch: der kartographische Blick, ist ein Blick von oben. Je steiler das Gelände, desto weniger lässt es sich in eine kartographische Repräsentation übersetzen – umso mehr als im Verlauf des 19. Jahrhunderts die ikonographische Gebirgsdarstellung zunehmend der Höhenlinie wich: „Die Karte setzt aus, wo die Kletterroute ansetzt. Das kartographische Niemandsland ist das Paradies des Extremen.“<sup>49</sup> Klettern ist die Fortsetzung der Kartographie mit anderen Mitteln: Am Ende wird auch hier eine Art Karte stehen, eine Anstiegsskizze, oder wie es in der Fachsprache heißt: ein Topo.

Der erste Schritt kartographischer Vermessung besteht darin, den Raum völlig zu entleeren. Die Landschaft wird auf eine technisch-mathematisch bestimmte Struktur, ein bloßes Koordinatensystem reduziert. Jedes landschaftliche Element, jedes topographische Detail, das später auf einer Karte erscheinen soll, wird dann in Relation zu diesem Netz verortet. Die Karte füllt sich sozusagen sukzessive mit

---

in: David Gugerli/Barbara Orland (Hgg.), *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*, Zürich 2002, 47-65.

<sup>48</sup> Friedrich Ratzel, *Über Naturschilderung*, München/Berlin 1904.

<sup>49</sup> Helga Peskoller hat die im Folgenden skizzierten Schritt von der Karte zur Anstiegsskizze bis zu Benennung der Routen ausführlich an verstreuten Stellen ausgearbeitet; Peskoller, *BergDenken* (Anm. 17), insb. 254-261, 280-287, Zitat 255. Vgl. zum Problem alpiner Kartographie am Beispiel der Schweizer Landesvermessung David Gugerli/Daniel Speich, *Topografien der Nation. Politik, kartographische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert*, Zürich 2002, 144-170, 192-210.

einer in Signaturen, Farbskalen, Schraffuren und Höhenlinien übersetzten Landschaft an. In ähnlichen Schritten geht ein Kletterer vor: „Die Linien“, die der Elbsandsteinkletterer Bernd Arnold beim Besuch einer Freilichtbühne „gedanklich in den Felsen zeichnete, oder besser, aus dem Felsen herauslas, wurden später, über die Jahre, zu Klettererlebnissen“.<sup>50</sup> Wände werden als kletterbare Linien wahrgenommen. Es sind sozusagen die „Schwachstellen“ der Wand, die ausfindig gemacht werden. Linien werden dort herausgelesen, wo ihre Kompaktheit Risse aufweist, wo sich Dallen, Einkerbungen, plastische Strukturierungen finden lassen: Griffe und Tritte. Je größer allerdings das klettertechnische Vermögen, desto arbiträrer lassen sich die Linien setzen, desto weniger müssen sie sich an den natürlichen Bedingungen orientieren. Die gedachte Linie jedenfalls wird zum Leitfaden. Werden Vermessungslinien in exakt geregelter Weise durch punktuell gesetzte Vermessungszeichen in der Landschaft verankert, so hinterlässt auch der Kletterer bei der Übersetzung der gedachten Linien in ein „Klettererlebnis“ in aller Regel Markierungen: gesetzte Haken, verbliebene Schlingen, geschlagene Keile, neuerdings Magnesiaspuren. Der Weg wird dem Felsen materiell eingeschrieben. Dies bleibt nicht die einzige Spur. Die gekletterte Linie wird in eine Routenbeschreibung transponiert. Diese beschreibt, wo der Einstieg zu finden ist, welche der Rissysteme, Verschneidungen, Kamine, Platten, Überhänge usw. zu nehmen sind, und möglicherweise auch, welche verlockend scheinende Alternativen in die Sackgasse führen. Sich anhand solcher Beschreibungen zurecht zu finden, ist nicht einfach. Meist wird in Führern die Beschreibung durch ein Foto der Wand mit eingezeichneter Wegführung ergänzt. Inzwischen ist an die Stelle der Beschreibung das Topo getreten: eine genormte, mit wenigen Signaturen auskommende Anstiegsskizze. Beim Wiederholen von längeren, alpinen Routen wird eine Beschreibung, ein Topo oder auch ein Foto der Wand mitgeführt. Auch die im wesentlichen durch taktile Erfahrung bestimmte Fortbewegung in der Wand bedarf der Rückversicherung medialer Distanz. Die deiktische Geste, mit der man auf die Karte zeigt, um zu bestimmen, wo man sich befindet, wiederholt sich in der Wand: Erst wenn man sich per Foto oder Topo herausbegibt, weiß man, wo man ist.

Die gedachte Kletterlinie wird schließlich über den Umweg der Begehung zu einer Publikation. Beschreibung, aber vielmehr noch Foto und Topo wecken Wünsche: Man muss nicht mehr die Wand lesen – wie der Erstbegeher –, um zu wissen, wie ein mögliches Klettererlebnis beschaffen ist. Die gekletterte Linie hat den Charakter eines Kunstwerks erlangt, das man genießen kann: Das Werk hat mit dem Erstbegeher einen Autor; es wird wie das Lesen eines Textes und das Aufführen von Stücken wiederholt; es wird nach allen Regeln der Kritik nach Schwierigkeit, Gefährlichkeit, Felsqualität, Ästhetik der Linienführung, erforderlicher Klet-

---

<sup>50</sup> Bernd Arnold, „Klettern – natürliche Bewegungsform, Natursport. Von sinnlicher Betrachtung bis Land-art“, in: *Berg '99. Alpenvereinsjahrbuch* 123 (1999), 151-160, hier 151, 154.

tertechnik usw. bewertet; und vor allem: das Werk erhält einen Namen. Diese Standards der Information, und damit der Werkcharakter, haben sich erst im Laufe der alpinistischen Geschichte herausgeschält. Nicht zuletzt die Geschichte der Namensgebung deutet darauf hin, dass ein gekletterter Weg erst seit den späten 1970er Jahren eher als ein Artefakt gilt, denn als ein Stück „eroberte“ Natur. Benennungen sind ganz fraglos Inbesitznahmen. Waren zu Beginn des Alpinismus die meisten Berggipfel namenlos, so ist inzwischen fast jeder Felsklotz mit einem Namen belegt und viele seiner „Linien“ tragen ebenfalls einen. Die „eroberte“ Natur hatte man lange Zeit mit ihrem „objektiven“ Namen benannt: Grate und Wände wurden mit Himmelsrichtungen bezeichnet. Erst als dann viele Wege durch eine Wand führten, Unterscheidungen nach dem Muster „westliche Nordwand“, „direkte Nordwand“, „mittlere Nordwand“ usw. zu kompliziert wurden, und sich markante Landschaftszeichen, wie „gelbe Kante“, nicht überall heranziehen ließen, wurden die Wege häufig unter dem Namen der Erstbegeher geführt: Denkmäler, gesetzt von Nachfolgern für alpine Heroen. Inzwischen gehört die Namensgebung zur Begehung selbst: Mit dem Namen wird der Werkcharakter evident, eine persönliche Bezugnahme kommt zum Ausdruck. Nicht selten stecken darin mehr oder weniger leicht entzifferbare Versatzstücke subjektiver Welt-sicht und ein gehöriges Maß an Kreativität. Um nur ein Beispiel zu nennen und zugleich den effizienten Minimalstil eines Topos zu veranschaulichen.



kaum noch zu finden [...] seit Jahren ist das Stück geschrieben, jetzt führen wir es auf.“<sup>51</sup>

Naturbegegnung realisiert sich weniger in der Aussicht vom Berg, sondern im ästhetischen Werk am Berg, sie ist hier weniger eine Kunst des Sehens, denn eine kartographische Zeichnung. Der Kletterer wird immer mehr zum Künstler:

Eine Erstbegehung – so Karl mit Blick auf die Kletterei in den späten 70er Jahren – war für uns mehr eine kreative Sache als ein Kampf gegen den Berg, das wurde schon lange genug gemacht. Wenn wir ein Stückchen Fels gefunden hatten, dann wollten wir die schönstmögliche Route kreieren. Wie monumentale Landschaftskünstler.<sup>52</sup>

Der Kletterer hat sich vom wissenschaftlichen Entdecker in den kreativen Zeichner verwandelt, vom Kämpfer in den Monumentalkünstler. Die Frage nach dem Sein wird von der Frage nach dem Stil überlagert.

### Ethik am Fels – Der Einsatz der Technik

Stilfragen sind stets Technikfragen. Im alpinen Geschehen stellte erstmals Paul Preuß 1911 die Frage nach den Mitteln. Seit der Jahrhundertwende waren die in den Felswänden begangenen Wege nicht nur immer schwieriger geworden, sie wurden auch mit immer größerem sicherungstechnischen Aufwand begangen. Seil, Haken und Karabiner waren als Sicherungsmittel verbreitet und wurden teils auch zur Fortbewegung eingesetzt, etwa durch Hochziehen an einem geschlagenen Haken. Der Streit, der entbrannte, drehte sich vor allem um die Anbringung von (Mauer)Haken: Preuß forderte nicht nur, auf Haken zu verzichten, um sich am Fels fortzubewegen, auch das Setzen von Stand- und Abseilhaken verwarf er. Er sorgte sich um das Ethos des Kletterns, das er „durch seine größtmögliche Nähe zur Todesgefahr definierte.“<sup>53</sup> Durchgesetzt hat sich Preuß zwar nicht, aber ganz von der heroischen Tradition lösen sollte sich der Alpinismus auch nicht. So hat sich die alpine Sicherungstechnik bis in die 70er Jahre kaum verbessert. Die Etablierung einer Schwierigkeitsskala allerdings, von Preuß selbst initiiert, war ein Zeichen, dass beim Klettern die sportliche Komponente zunehmend eine Rolle spielen sollte. Zwanzig Jahre nach Ausbruch des Streits vermerkte Leo Maduschka, mit dem die „Neue Sachlichkeit“ auch in die alpinistische Literatur zog: „Wir jungen Bergsteiger wollen nun einmal das Letzterreichbare in Fels und Eis leisten und dazu haben wir – neben manchem anderem – eben auch die technischen Hilfen von Haken, Karabinern und Seilzug nötig.“<sup>54</sup> Bis Ende der 60er Jahre bedeute-

<sup>51</sup> Malte Roeper, *Auf Abwegen. Bergsteigen und andere Zwischenfälle*, München 1995, 145f.

<sup>52</sup> Karl, *Erlebnis Berg* (Anm. 13), 88.

<sup>53</sup> Meineke, „Wahn und Wirklichkeit“ (Anm. 29), 108.

<sup>54</sup> Zit. n. Günther, *Quergänge* (Anm. 17), 131.

te schwieriges alpinen Klettern immer häufiger, sich mit Hilfe von Seil, Haken und Trittleitern in möglichst direkter Linie unabhängig von gegebenen Strukturen am Fels hochzuarbeiten. Höhepunkt bildete die Begehung der größtenteils überhängenden „Direttissima“ der Rotwand in der Rosengartengruppe: ca. 400 Höhenmeter in acht Tagen mit mehr als 130.000 Hammerschlägen.<sup>55</sup> „Mord am Unmöglichem“, sollte Messner bereits 1965 diese Art des Klettern in einem Artikel für die Zeitschrift *Alpinismus* kritisieren: Eine industrielle Wanderschließung – nicht zufällig wurde das Material, d.h. Haken, Karabiner, Hammer, Keile als „Schlosselei“ bezeichnet.

In den 70ern schließlich brachen vehemente Diskussionen um Technikgebrauch und Kletterstil auf, die seither nicht mehr verstummt sind. *Clean climbing* hieß die aus Kalifornien nach Europa importierte Idee, welche das alpine Klettern völlig verändern sollte. Dass die Idee aus dem Yosemite Valley stammte, dem ersten amerikanischen Nationalpark, scheint kein Zufall. Mit dem naturphilosophischen Rüstzeug eines John Muir, dem Konzept, die Wildnis zu bewahren, um sich selbst Lebenschancen offen zu halten, sah man die Felswände mit anderen Augen als in der Tradition von Nietzsches Herrenmenschentum.<sup>56</sup> Keine Spuren am Fels zu hinterlassen, keine Beschädigung der Felsstrukturen, lautete das oberste Gebot. Mehr noch: Klettern sollte ein Weg zur Selbsterfahrung im Einklang mit der Natur werden: „through naturalistic climbing, through letting nature dictate the path or route of the climb, and preserving this superiority, we become most aware of our organicity, our tactile and finite presence in the world.“<sup>57</sup> Den Fels möglichst zu bewahren, bedeutet, entweder nur dort hochzuklettern, wo man in Rissen und Löchern tatsächlich Absicherungen anbringen kann, oder ein relativ großes Risiko einzugehen. Auf das Setzen von Haken nicht im Namen der Todesgefahr, sondern im Namen der Natur zu verzichten, hatte sicherungstechnisch gänzlich andere Konsequenzen. Statt die Sicherheitsfrage in Heroismus zu überführen, wurde an anpassungsfähiger Technik gearbeitet. Spitzenkletterer wurden nicht selten zu Tüftlern, zahlreiche mobile Sicherungsgeräte entwickelt, von denen einige längst industrieller Standard geworden sind. Statt Haken und Holzkeile in

<sup>55</sup> Ziak, *Mensch und Berge* (Anm. 18), 284.

<sup>56</sup> Das heißt nicht, dass mit Nietzsche allein ein heroisch-herrschaftlicher Zugang zur Natur möglich ist; vgl. Reinhard Knodt, „Das Schweigen der Natur. Über Nietzsche und Segantini angesichts eines alpinen Topos“, in: Stefan Kaufmann (Hg.), *Ordnungen der Landschaft. Natur und Raum technisch und symbolisch entwerfen*, Würzburg 2002, 61-71.

<sup>57</sup> So beschreibt Neil Lewis den Kern der gegenwärtigen Spielform des an den Idealen des *clean-climbing* ausgerichteten *adventure climbing*; Lewis, „Climbing Body“ (Anm. 12), 63. Lewis begreift mit Zygmunt Bauman die Abtrennung des Todes von der Alltagserfahrung als eines der zentralen Projekte der Moderne und sieht den „climbing body“ als Gegenstück zu einem „metropolitan body“, wie ihn Georg Simmel beschreibt. Aus dieser Gegenlage bestimmt er das *adventure climbing* als eine subversive Praxis, die vorgängige Rationalisierungsformen untergrabe.

den Fels zu schlagen, setzte man Aluminiumkeile ein, die in Risse und Löcher gelegt, vom Nachsteiger einfach wieder herausgenommen wurden. Ausgestattet mit Klemmkeilsätzen unterschiedlicher Größen und Formen, wurde das Sicherungsmaterial auf die Felsstruktur abgestimmt. Zum Symbol der neuen Sicherungskunst sollte vor allem eine „beautifully engineered machine“<sup>58</sup> des Topkletterers Ray Jardine werden: der *friend*. *Friends* werden beim Legen zusammengezogen und expandieren, sobald man sie loslässt. Sie erweiterten das Einsatzpotential von Keilen erheblich, viele Wege ließen sich erst durch *friends* begehen.

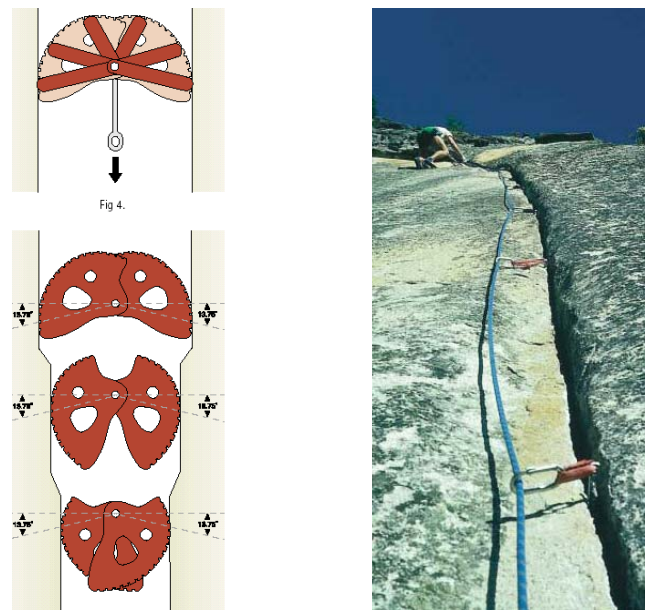


Abb. 2: *Friends* und Sicherungskette mit *Friends*, aus: *the cam book* (Anm. 58)

Idealer Weise sollten bestenfalls die Standplätze mit Bohrhaken, die sich auch in kompakten Platten ohne Riss anbringen lassen, ausgestattet werden: Jeder Kletterer ist somit, anders als in „eingenagelten“ Wegen, gezwungen, sich mit den Sicherungsmöglichkeiten, die sich am Fels bieten, auseinander zu setzen. Nicht nur die Haken, die ganze Ausstattung des Kletterers veränderte sich: Sitzgurte verringerten die Körperbelastung im Fall eines Sturzes gegenüber alten Gurtkombinationen erheblich, leichte Schuhe mit Reibungssohle ermöglichten ein besseres Gefühl für Tritte und Felsreibung als alpine „Bollerschuhe“. Zu alledem sollten Kaliforniens Klima und die kompakte Felsbeschaffenheit noch eine signifikante symbolische Abgrenzung von alpinen Traditionen ermöglichen, die in die europäischen Mittelgebirge einzog: An die Stelle des martialischen Helms trat das sub-

<sup>58</sup> Martin Atkinson in: *the cam book*, hg. v. WildCountry. The Cam Company<sup>TM</sup>, 2003, 3 (Abrufbar unter <http://www.wildcountry.co.uk>)

versive Kopftuch – man fürchtete nicht mehr, dass einem Steine auf den Kopf fallen, sondern, dass die Sonne die Phantasie für die Lösung klettertechnischer Probleme ausdörrt.

Die zweite zentrale Komponente der *clean-climbing*-Idee knüpfte an die vor allem im sächsischen Elbsandstein und in britischen Klettergebieten hochgehaltene Regel des freien Kletterns an: kein Einsatz artifizierlicher Steighilfen, lautete hier die Devise. *Freeclimbing*, Keile und Haken ausschließlich zur Sicherung zu verwenden, sich nicht daran hochzuziehen, war sicherlich die folgenreichste Komponente des *clean-climbing*-Gedankens. Freiklettern wurde zunächst in den kurzen Mittelgebirgsklettereien betrieben, meist ehemals „technisch“ begangene Wege „frei“ begangen. Bald auch folgten eigenständige Erstbegehungen im Freikletterstil. Nach dem gleichen Muster wurde der Freiklettergedanke in die Alpen, inzwischen auch in Himalaya-Wände übertragen – und in so ziemlich alle touristisch erschlossenen Flecken der Erde, die mit bekletterbarem Gestein ausgestattet sind. Alpiner Stil bedeutet, sobald die Schwierigkeiten so groß werden, dass man nicht mehr weiterklettern kann, technische Mittel zum Einsatz zu bringen. Freikletterstil bietet in diesem Fall drei Optionen: erstens genauer hinschauen, ob es nicht doch eine Möglichkeit gibt, die Stelle zu klettern; zweitens abseilen, trainieren und wiederkommen; drittens sich bei verlässlicher Sicherung „hochzustürzen“, d.h. in zahlreichen Anläufen versuchen, das Problem zu lösen. Alle drei Methoden wurden praktiziert. Mit letzterer allerdings und ihrer konsequenten Weiterentwicklung, entfernte sich *freeclimbing* zunehmend vom *clean-climbing*. Der sportliche Aspekt, möglichst schwierige Wege zu begehen, rückte in den Vordergrund, die Leistungsgrenze wurde in kurzer Zeit enorm hochgeschraubt.<sup>59</sup> Die Sicherungen wurden nicht mehr nach Regeln des *clean-climbing* angebracht, nicht mehr Klemmkeile, sondern eingebohrte – mittlerweile einzementierte, rostfreie – Haken wurden in vielen Klettergebieten zum Standard. Mehr noch: Klettern beginnt nicht mehr zwangsläufig von unten: die Haken werden aus dem Abseilen gesetzt, die

---

<sup>59</sup> Seit dem Ersten Weltkrieg war die alpine Skala auf 6 Gradabstufungen festgeschrieben. Per Definition hielt man den oberen 6. Grad für die Grenze des Menschenmöglichen. Ende der 60er war man sich in der alpinen Welt unsicher, ob eine Leistungssteigerung in den Bereich des 7. Grades nicht doch möglich sei. Messner schrieb darüber (Reinhold Messner, *Der 7. Grad. Extremstes Bergsteigen, Technik – Training – Erlebnis*, München 1973) und manche Kletterstellen bewegten sich schon in diesem Bereich. Ungeachtet alpiner Horizontgrenzen wurde im Yosemite-Nationalpark schon 1965 im 8. Grad und Mitte der 70er Jahre im 9. Grad geklettert (das Niveau im Elbsandstein lag kaum darunter; in beiden Gebieten wurden Schwierigkeiten aber in anderer Weise gezählt). Die ersten Routen im unteren 10. Grad wurden Anfang der 80er Jahre in Europa geklettert, 1991 kletterte Wolfgang Güllich den ersten Weg im 11. Grad, der erstmals seit über 20 Jahren längere Zeit als Richtschnur Bestand hatte. Seit 2001 steht man wohl an der Schwelle zum 12. Grad. Auch die Schwierigkeit langer Alpenrouten bewegt sich seit Ende der 80er Jahre im 10. Grad.

Einzelstellen systematisch, oft von oben gesichert eingeübt, bevor die eigentliche Begehung erfolgt. Das Risiko ist weitgehend eliminiert.

A.F. schaffen. – so beschreibt Karl den Übergang vom alpinen zum Freiklettern – „Alles frei“ heißt das neue Zauberwort, die neue Idee. Vielleicht beinhaltet A.F. auch „Alles Feiglinge“. Aber zum ersten Mal macht mir Klettern richtig Spaß, denn die Angst ist abgestürzt. Klettern ist kein Kampf mehr ums Leben, es ist ein Spiel mit der Schwerkraft und mit den eigenen Möglichkeiten.<sup>60</sup>

In manchen Gebieten wird an der Grenze des aktuell Kletterbaren auch der Fels modelliert, falls der eine oder andere Griff für eine Begehung fehlt: Er wurde gänzlich in ein Sportgerät verwandelt.

Die Bohrhaken der Sportkletterer ziehen mittlerweile ähnliche Kritik auf sich, wie die Hakenleitern der 60er Jahre: Aus Hakenleitern zur Fortbewegung – so der Vorwurf – seien Hakenleitern zur Sicherung geworden. Traditionelle Kritik, die Essenz des Bergsteigens liege in der Gefahr, wer diese eliminiere, zerstöre den Charakter einer Gegenwelt, und naturphilosophisch begründete Kritik, wer rücksichtslos bohre, bringe dem Fels keinen Respekt entgegen und zerstöre für andere eine Möglichkeit der Selbsterfahrung, überlappen sich. Messner lancierte 1997 eine vielbeachtete Kritik am gegenwärtigen Klettern und Bergsteigen, das dessen eigentlichen Sinn vergessen habe:

Man lieferte sich zuerst dem Ungewissen aus, dann der Angst, in den Kletterhimmel zu fliegen, schließlich dem Versagen. Bergsteigen war kein Spaß, weder für die Akteure selbst noch in der Vorstellung der Zuhausegebliebenen. Der Berg war Möglichkeit und Bedrohung zugleich, ein Stück Natur, das auf die Menschen ebenso gefährlich wie faszinierend wirkte.<sup>61</sup>

Auf „Ausgesetztsein“ werde aber kein Wert mehr gelegt: „Bewaffnet mit Bohrmaschine“ lege der heutige Spitzenkletterer „allerorts sein Sicherheitsnetz über die Berge“, eine „Absicherungsmaschinerie“ werde installiert, die den Unterschied zum ökonomischen und städtischen Leistungsstreben einebne. Eine „Risikovermeidungsindustrie“ im Klettern wie beim Wandern und Skifahren werde in Gang gesetzt, entsprechend steige die Zahl der Kletterer und Wanderer, „die erhoffte Freiheit, Ruhe und Erhabenheit sind oben immer weniger zu finden.“<sup>62</sup>

<sup>60</sup> Karl, *Erlebnis Berg* (Anm. 13), 87f.

<sup>61</sup> Messner, *Berg Heil* (Anm. 10), 85.

<sup>62</sup> Ebd., 83, 38, Zitat 47. Es bleibt nicht bei verbaler Kritik, um das Erhabene zu retten. Seit Ende der 70er Jahre brechen immer wieder „Bohrhakenkriege“ aus: Wurden zunächst in einigen Gebieten die Ringe in Sportkletterrouten abgesägt, weil diese nicht nach herkömmlichen Regeln „von unten“ gesetzt waren, so dreht sich die Auseinandersetzung inzwischen darum, wie man mit klassischen alpinen Routen umgeht, in denen alte Haken vor sich hinrosteten. Auch hier wurden nachträglich gesetzte Bohrhaken abgesägt. Fälle sind bekannt, in denen sich kurze Zeit später tödliche Abstürze ereigneten. Vgl. Meineke, „Wahn und Wirklichkeit“ (Anm. 29), 104.

An der Frage nach dem Technikeinsatz kristallisieren sich zwei Klettererpaare am Fels heraus: Bis in die 70er Jahre stand hier der Typus des heroischen Alpinisten dem der industrielle Erschließer gegenüber, der nichtsdestotrotz von seinem Selbstverständnis her noch mit dem alten Pathos in die Wand stieg, da die damaligen Bohrhaken als nicht sehr zuverlässig galten. Das neue Paar ist der naturphilosophische Kletterer und der Akrobat in der Senkrechten, der reine Sportler. Für beide wird Klettern jedenfalls ganz vorrangig zum kreativen Spiel, das enormen Körpereinsatz erfordert.

### Ästhetisch-kreatives Spiel – Der Einsatz des Körpers

„Warum ich klettere? – Weil es Spaß macht!“<sup>63</sup> Wolfgang Güllich wusste nach zehnjähriger Erfahrung im Spitzenbereich ganz genau, worauf er hinarbeiten musste, als er im Frühjahr 1991 das intensive Training wieder aufnahm:

Da waren die Felsen der Fränkischen Schweiz. Mit ihrer typischen Kletterei, die anders als in Frankreich äußerst kurz, kraftraubend und überhängend ist, keinerlei Pausen und Ruhepunkte zulässt und nur an den vordersten Fingergliedern geklettert wird. Eine Belastung im submaximalen Bereich. [...] Es entstand das klassische Drehbuch einer sportlichen Trainingsphase: Hangeln an Fingerspitzen über schmale Leisten am Trainingsboard; statische Haltearbeit im Wechsel mit fließend schnellem Klettern ohne die Möglichkeit einer Regeneration innerhalb von 60 Sekunden, die so typisch ist für die fränkische Kletterei im oberen Bereich; Greifen an immer kleiner werdenden Leisten und weiter entfernten Haltepunkten, ohne jegliche technische Raffinessen, bis sich die Auflagefläche auf einzelne Fingerpaare reduzierte und der Trizeps für harte Blockierstellen am Fels das notwendige Kraftpotential besaß. Er verbesserte die Auge-Hand-Koordination, optimierte die geführte Dynamik seiner Bewegung [...] Und Güllich, kreativer Analytiker, übernahm aus der Leichtathletik das ‚Niedersprungtraining‘, in dem er nicht nur dynamisch nach oben schnellte, sondern sich an den Leisten am Trainingsbrett nach unten fallen ließ, um sein Körpergewicht an den vorderen Fingergliedern abzufangen.<sup>64</sup>

Es war die Vorbereitung, die Spirale der Schwierigkeitsskala einen Tick weiter zu drehen. Nach fünf Monaten war der Körper soweit, „allein der Fels, die Kletterlinie, die einen neuen Grenzbereich anzeigen konnte, fehlte noch.“<sup>65</sup> Die Linie wurde gefunden: ein 12m langes, 45° überhängendes Wandstück, an einem kleinen

<sup>63</sup> So der der 1992 bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommene Kletterer Wolfgang Güllich, zit. n. Tilman Hepp, *Wolfgang Güllich. Leben in der Senkrechten. Eine Biographie*, Rosenheim 1993, 13.

<sup>64</sup> Ebd., 124. Für das Extremklettern trifft folglich nicht zu, wenn Schulze Erlebnisorientierung eher als einen konsumgeprägten Handlungstypus versteht, der Langfristigkeit, Training, Entsagung und Askese entgegengesetzt sei; Schulze, *Erlebnisgesellschaft* (Anm. 13), 14.

<sup>65</sup> Hepp, *Güllich* (Anm. 63), 124.

Fels namens Waldkopf. „Action Directe“ – so der Name der Route, weil sie ein anderes Kletterprojekt begründete und wegen der „terroristischen Attacken“ auf die Fingergelenke – schraubte die Leistungsgrenze auf den 11. Grad, wie sich nach zahlreichen Wiederholungsversuchen – von denen mancher tatsächlich an lädierten Gelenken scheiterte – bestätigte.

Extremklettern bedeutet zunächst, den Körper zu bearbeiten. Eroberungs- und heroisches Bergsteigen machten den Berg, die Wand, den Felsen zum Feind. Für nicht wenige Kletterer scheint nun der eigene Körper der Feind Nr. 1 geworden zu sein. Es beginnt mit dem Gewicht: Für schweres Klettern ist vielen Kletterern ihr Körper zu schwer, systematisch wird das Gewicht durch Hungern und Fasten heruntergebracht. Es setzt sich fort mit Dauerbeschwerden an Fingergelenken, an Ellbogen, Schultergürteln usw. Schmerzmittel gehören meist zum Alltag. Am schwierigsten ist für viele, die Motivation für das harte Training aufzubringen. Und wie in jedem Hochleistungssport kennt man Trainingslehren, weiß, wie jede einzelne Muskelgruppe zu trainieren ist, und entwickelte auch spezielle Trainingsgeräte wie einen Balken mit verschiedenen Grifflöchern, abgestimmt auf die vorherrschende Kletterei in den bekanntesten Klettergebieten. Der Weg zum Fels führt über ein asketisches Projekt der Selbstdisziplinierung von ungeheurer Intensität, ein Projekt, in dem sich das Subjekt als kletternder Körper formt.<sup>66</sup>

Bergsteiger kennen schon lange das körperliche Training. Lammer etwa hat 1921 mit seinem „Taylorsystem für Bergsteiger“ ein Übungsprogramm vorgestellt: eine Mischung aus allgemeinen gesundheitlichen Ratschlägen, einigen spezifischen Übungen, etwa zur Verbesserung des Gleichgewichtssinns, und einigen Hinweisen, was man ausbilden solle – fürs Felsklettern etwa die Fingerkraft.<sup>67</sup> Von vielen Bergsteigern ist bekannt, dass sie trainierten, Messner sollte in den 70er Jahren häufiger von regelmäßigem Klettertraining sprechen.<sup>68</sup> Von der gegenwärtigen systematischen Durchbildung des Trainings und des Körpers ist dies weit entfernt; erst seit den 80er Jahren stellen die durchgebildeten Athleten ihre Körper auf den Kletterfotos auch demonstrativ zur Schau. Traditionell betrieb der Alpinismus ein Understatement der körperlichen Seite. In Abgrenzung zum „reinen“ Sport, in dem die körperliche Leistungsfähigkeit dominierte, sah man den Alpinismus durch die moralisch-geistige Dimension bestimmt. Sicher, Bergsteigen sollte der Gesundheit zuträglich sein, umgekehrt eine zähe Konstitution dem Bergsteigen zuträglich. Die Rede war auch davon, dass lange Gebirgswochen, vor allem Felstouren, die Muskulatur „stählten“. Generell aber dominierte das Bild des müden Körpers – Ausdauer und Duldsamkeit galten entsprechend als Tugenden. Verstärkt wurde dies noch durch das soldatisch-männliche Ideal des widerstandsfähigen, Strapazen und Entbehrungen ertragenden Körpers, das in den 20er Jahren zu einer Art Alpenvereinsideologie wurde.<sup>69</sup> Es war viel eher ein hochalpin, ein

<sup>66</sup> Vgl. Peskoller, *BergDenken* (Anm. 17), 233-235, 273.

<sup>67</sup> Lammer, *Jungborn* (Anm. 23), 210-226.

<sup>68</sup> Messner, *7. Grad* (Anm. 59), 51, 113f.

<sup>69</sup> Vgl. Günther, *Quergänge* (Anm. 17), 227-243.

Wind, Wetter, Kälte ausgesetzter Körper, der das Bergsteigen dominierte denn ein kletternder. Noch für Messner, sowohl extremer Höhenbergsteiger wie Extremkletterer, gilt dies. „Mein Bergsteigen ist mehr von seelischen Kräften als von körperlicher Fitneß getragen, es ist mehr spirituell als sportlich.“<sup>70</sup> Messners großes Projekt körperlicher Disziplinierung, das er zusammen mit Peter Habeler unternahm, zielte nicht auf die Körperformung fürs Klettern, es bestand im Ausreizen der Belastbarkeitsgrenze des menschlichen Organismus. Die von vielen Medizinern für unmöglich erachtete Besteigung des Mount Everest ohne Sauerstoffgerät nahm zumindest in Kauf, dass die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit stark abnimmt: „Die Erfrierungsgefahr nimmt zu, Thrombosen können entstehen, weil das Blut dickflüssiger wird, Blutungen, Lungen- und Hirnödeme drohen.“<sup>71</sup> Güllich eröffnete mit Kurt Albert und anderen in zwei Expeditionen Freikletterrouten bis zum 9. Grad an Wänden im Karakorum in 6.000m Höhe. Für ihn verbanden sich in diesen Unternehmen zwei Fähigkeiten, zwei Körperverhältnisse – Bergsteigen gegen und Bergsteigen mit dem Körper:

Die Kombination aus Sportklettern und Höhenbergsteigen ist eine brutale Mischung aus einerseits sturer Abgebrühtheit gegen Kälte, Wind und Wetter und andererseits höchster Feinsinnigkeit für komplizierte Bewegungen und kreative Routenlösung.<sup>72</sup>

Freiklettern ist eine Kombination aus Sicherheit, Körpertraining und Sensibilisierung. Der Verzicht auf Technik verändert den Blick. Albert beschreibt, was alle beschreiben, die im alpinen Stil geklettert waren und dann auf die Idee kamen, frei zu klettern: „Die neue Kletterethik bewirkte ein völlig neues Klettererlebnis. Es tauchten Tritte und Griffe auf, die vorher nie wahrgenommen worden waren.“<sup>73</sup> Klettern wurde zu einer Reise in Miniaturwelten. Das klettertechnische Problem und nicht mehr der Berg rückte in den Vordergrund: die kurzen Klettereien in den Mittelgebirgen, bisher selten mehr als der „Klettergarten“, der auf die „richtigen“ Berge vorbereitete, wurden zum Selbstzweck. Hier lagen nun die Zentren des neuen Kletterns – nicht mehr in den Alpen. Die Miniaturisierung geht noch weiter: Um ein Kletterproblem zu finden, benötigte man nicht mal mehr einen richtigen Fels, ein halbwegs großer Steinklotz, ein *Boulder*, genügte. *Bouldern*, das heißt klettern bis in eine Höhe, aus der man noch relativ gefahrlos abspringen kann, wurde zur eigenständigen Variante:

John zeigt mir sein Problem, an dem er sich schon seit Monaten versucht. Es ist eine drei Meter hohe, vollkommen glatte, stark überhängende Kante. Es ist unglaublich, daß man sich daran festhalten kann [...] Die Kante ist das von der Natur gestellte Problem. [...] sie sind wirkliche Leistungsfetischisten. Ich habe noch nie sol-

<sup>70</sup> Messner, *Todeszone* (Anm. 35), 210.

<sup>71</sup> Oswald Ölz, begleitender Arzt der Everest Expedition 1978, zit. n.: Messner, *Todeszone* (Anm. 35), 12.

<sup>72</sup> Zit. n. Hepp, *Güllich* (Anm. 63), 109.

<sup>73</sup> Kurt Albert, „Rote Punkte im Frankenjura“, in: Heinz Zak/Wolfgang Güllich (Hgg.), *High Life. Sportklettern weltweit*, München 1988, 126-129, hier 127.

che Besessenen gesehen, die ihrer Leidenschaft nur für sich selbst nachgingen. [...] Daß die Größe des Berges für das Erlebnis vollkommen uninteressant ist, ist mir da erst richtig aufgegangen. Eines Tages schafft John sein Problem. Oben, nach 3 Metern, freut er sich bestimmt so wie ich auf dem Gipfel des Mt. Everest.<sup>74</sup>

Wie kommt man dem Klettererlebnis, das aus der Entdeckung der steinernen Mikrostrukturen hervorgeht, auf die Spur? Vielleicht kann man von einer interobjektiven Beziehung sprechen, die eine sensorische, eine kommunikative und eine kinästhetische Dimension besitzt. Klettern ist eine taktile Navigation, in der die Hand direkt, die Füße vermittelt durch eng geschnittene, „sensible“ Schuhe (selten wird auch barfuß geklettert) den Kontakt herstellen, die Bewegung leiten. Die Belastbarkeit, die Reibungsverhältnisse an winzigen Dallen, Kanten, Quarzknoppen, Risspuren, Fingerlöchern, Waben usw. werden ertastet, der notwendige Anpressdruck, die Belastungsrichtung erfühlt. Hände sind das zentrale Medium, man greift in verschiedensten Varianten, unterscheidet Grifftechniken an breiten Leisten, schmalen Leisten, winzigen Kántchen, Punktgriffen und Grifflöchern, kennt Klammer- und Zangengriffe, verklemmt Finger, Hand, Faust usw. Die Vermittlung zwischen Subjekt und Objekt ist in hohem Maße – und ganz im Gegensatz zur herkömmlichen Welterfahrung in modernen Gesellschaften – durch den Tastsinn vermittelt, Klettern-Können ist ein inkorporiertes Wissen.<sup>75</sup> Es entwickelt sich ein Gespür, für unterschiedliche Gesteinstypen, die unterschiedliche Arten des Greifens, des Kletterns ermöglichen – teils gänzlich andere Beziehungen:

Ein außergewöhnliches Material, der Sandstein [...] Mehr als alle anderen Felsen riecht er nach Kameradschaft [...] Es gibt keine festgesetzten Regeln, man läßt nur den Körper mit bizarrsten Bewegungen Antworten auf die Rätsel des Felsens finden, das ist das eigentliche Ziel: die verschlüsselte Botschaft zu entziffern und die Phantasie mit der Realität zu vereinen.<sup>76</sup>

Als kommunikative Dimensionen – freilich nicht Kommunikation im vollen Sinne intersubjektiver Verständigung – lassen sich Prozesse hermeneutischer Lektüre und materieller Inskription bezeichnen. Klettern ist, wie bereits ausgeführt, ein kognitiver Akt, in dem aus dem Fels eine Linie herausgelesen wird, die ihm die Begehung materiell einschreibt. Der Kletterer bringt das Kunstwerk als Topo und das Erlebnis als Erinnerung mit nach Hause, an der Wand verbleiben die Haken, vielleicht auch Keile, Magnesiaspuren usw. Das Lesen erfolgt im Bereich der Mikrostrukturen in sensorischer Weise. Weil dies so ist, verläuft der Inskriptionsakt auch in die andere Richtung: der Fels schreibt sich in den Kletterer ein. Granit ist häufig extrem rauh, Kalk manchmal außerordentlich spitz oder messerscharf:

<sup>74</sup> Karl, *Erlebnis Berg* (Anm. 13), 133f.

<sup>75</sup> Vgl. Lewis, „Climbing Body“ (Anm. 12), 70-73; Zu den unterschiedlichen Griff- und Bewegungstechniken siehe Wolfgang Güllich/Andreas Kubin, *Sportklettern heute. Technik – Taktik – Training*, München <sup>3</sup>1989, 53-101.

<sup>76</sup> Jack Godoffe, „Fontainebleau – Kunst in der Vertikalen“, in: Zak/Güllich, *High Life* (Anm. 73), 147-151, hier 148 u. 149.

schon beim banalen Greifen drückt sich das Gestein in die Haut, hinterlässt Druckstellen. Hornhaut entwickelt sich, aber nach harten Klettertagen sind die Finger „durchgeklettert“. „Je höher die klettertechnischen Schwierigkeiten werden,“ – so diktieren neuere Lehrbücher – „desto mehr bestimmt die Schmerztoleranz die Leistung.“<sup>77</sup> Wer in Wege namens „Fingerzerrer“, „Fingerbeißer“, „Fingertango“, „Heiße Finger“ usw. einsteigt, weiß, was sie oder ihn erwartet. Bei Klemmgriffen reißt die empfindliche Haut des Handrückens auf, Fingerklemmer halten häufig nur, wenn man die Hand zusätzlich überdehnt, manchmal geradezu brutal überstreckt. Aus den Griffen herauszurutschen, wird mit Hautabschürfen bezahlt, manchmal kommt es zu regelrechten Enthäutungen, von gravierenderen Verletzungen bei Stürzen ganz abgesehen. Der Fels gräbt sich förmlich in die Haut ein, er zeichnet den Kletterer, vor allem seine Hände. In nahezu allen Büchern zum Klettern finden sich Großaufnahmen zerschundener Hände, manchmal mit dem Namen einer Tour oder einer Wand unterzeichnet, die gerade durchstiegen wurde: z.B. „El Capitan-Hände“<sup>78</sup>. Das Erlebnis in schweren Touren ist immer auch der Schmerz, die Zeichnung durch den Fels, ein Verlust an Haut. Klettern ist ein Akt der Verausgabung, bisweilen ganz massiver Verausgabung am Fels: „Indem einem die Route Griff und Tritt gehört, verliert man sich selbst.“<sup>79</sup>

Mehr als nur taktiles Empfinden, ist beim Klettern die ganze Wahrnehmung zugleich beteiligt: Sehen, Tasten, Gleichgewichtssinn, Bewegungsempfinden. Dynamisch-fließendes Klettern gilt als stilistisches Ideal. Gelingt dies, bestimmt das Bewegungsempfinden die gesamte Wahrnehmung, die des Felsens, des Selbst, des Kletterns:

Jedes Massiv fordert seinen eigenen Rhythmus und Stil. [...] Ihre größte natürliche Schönheit erhalten die Felsen für mich, wenn sie von einem gefühlvollen Kletterer geklettert werden. Erst dann wird ihre Vielseitigkeit und eigenwillige Formung durch dessen Haltung und Bewegung erkennbar. [...] Grit [eine Gneisformation, S.K.] ist eine herrliches Spielzeug, das ob seiner Mystik für Wissenschaft und Kunst interessant ist. Manchmal, wenn ich wirklich gut an ihm klettere, erlebe ich den Grit als gegossene, zähe flüssige Reibung. Mein Schwerpunkt entwickelt Tentakeln, so daß der ganze Körper die Form des Felsens umschließt. Unter diesem Aspekt ist die Route keine Bewegung von Griff zu Griff, sondern eine Bewegung des Körpers, die die Form des Felsens erschließt. Eine Schwierigkeitsbewertung ist trotz Berücksichtigung von Kraft und Beweglichkeit sehr schwierig, weil Feinfühligkeit und Wahrnehmungsvermögen eine weit größere Rolle spielen.<sup>80</sup>

Eine Art Tanz, mehr noch eine Ballettaufführung in der Senkrechten: Die Bewegung kann zu einer automatisierten Folge von Handlungen werden, es bedarf kei-

<sup>77</sup> Güllich/Kubin, *Sportklettern heute* (Anm. 75), 120.

<sup>78</sup> Karl, *Erlebnis Berg* (Anm. 13), 138

<sup>79</sup> Peskoller, *BergDenken* (Anm. 17), 283. Peskoller arbeitet den hier skizzierten Gedanken wesentlich detaillierter aus. Vgl. auch Lewis, „Climbing Body“ (Anm. 12), 74-76.

<sup>80</sup> Johnny Dawes: „Gritstone“, in: Zak/Güllich, *High Life* (Anm. 73), 51-55, hier 51 u. 54.

ner Überlegung, die Angleichung der Bewegung an die Felsstruktur ergibt sich quasi von selbst. Kinästhetische Kletterperfektion kann ein regelrechtes „Aufgehen im Tun“ bedeuten, ein „flow-Erlebnis“, ein Zustand, in dem, „kaum eine Trennung zwischen sich und der Umwelt, zwischen Stimulus und Reaktion“<sup>81</sup> verspürt wird. Klettern als vollständiges, rauschhaftes Eintauchen in die Mikrowelt des Felses. Explizit werden die Felsen mystisch-religiös besetzt, wozu auch die Verausgabung gehört, und auch ohne große Interpretationskunst wird man von erotischen Beziehungen im taktil-kinästhetischen Erleben sprechen können: Eine Spannweite von Welt- und Sozialbezügen entfaltet sich für Extremkletter am Fels. Und gerade durch den Körpereinsatz kommt eine andere Form mystisch-religiöser Beziehung zur Sprache als in Messners Grenzgang am Everest und in Lammers Gefahrenkult: erotische Verschmelzung, entkörperlichte Kontemplation, Machtanrufung.

Die Kletterschwierigkeit zu steigern ist eine Sache, die Erlebnisintensität eine andere. *Free-solo*-Begehungen, also ungesicherte Alleingänge, werden zum Katalysator. „Ich war so sehr konzentriert, daß alle meine Sinne unglaublich scharf und meine Wahrnehmungen überaus lebhaft waren“;<sup>82</sup> „du erlebst dich und alles so intensiv, wie sonst nie“;<sup>83</sup> so die Beschreibungen von *free-solo*-Begehungen. Güllich diktiert im Stile eines Lehrbuchs:

Free solo bedeutet, das Vorhaben durchdenken, alle Bewegungen bis ins Kleinste präzisieren und perfektionieren, den Streß zu kanalisieren und in neue Energiequellen umzuwandeln; sich hineinbegeben in die vollkommene Konzentration, das Empfinden des hellwachen Zustands der totalen Aktivierung. Über die Auseinandersetzung mit dem Tod zu einem intensiveren Gefühl für das Leben zu kommen, ist der Gedanke, der dahinter steckt. Allerdings darf free solo, das heißt dieser aktive und gewollte Kampf gegen das Bewußtsein des Todes, niemals alltäglich oder automatisiert werden. Er muß immer einen Höhepunkt im Leben darstellen.<sup>84</sup>

Die Methode, dicht an der individuellen Leistungsgrenze, wo jeder minimale Fehler zum Absturz führen kann, einen Weg kontrolliert zu durchsteigen, beschreibt Albert als „Programmierung“. Jedes einzelne Detail, jede einzelne Bewegung ist durchgespielt, einprogrammiert. Und das wörtlich. Für sein *free-solo* von „Fight Gravity“, im Schwierigkeitsgrad 8+, schrieb er ein Programm der Begehung mit knapp 100 Befehlszeilen, das mit „11 OPEN 1,1:REM \*Tastsinn\*“ startet, über Befehle wie „31 GOSUB 2000:REM \*UNTERPROGRAMM TIEF DURCHATMEN\*“ oder „82 PRINT#5, \"MAXIMAL DURCHZIEHEN ZU GRIFF LINKS\", \"LINKER FUSS IN LOCH\"“ weiterläuft und mit dem Befehl zum Schließen aller geöffneten Programme (Tastsinn, Bewegungsapparat, Augen) endet.<sup>85</sup> An Wandpartien, an denen der Kletterer der 60er Jahre eine industrielle Schlosserei zum

<sup>81</sup> Csikszentmihalyi, *flow-Erlebnis* (Anm. 11), 59.

<sup>82</sup> Zit. n. Heinz Zak, *Rock Stars. Die weltbesten Freikletterer*, München 1995, 111.

<sup>83</sup> Zit. n. Hepp, *Güllich* (Anm. 63), 81.

<sup>84</sup> Zit. n. Zak, *Rock Stars* (Anm. 82) 111.

<sup>85</sup> Kurt Albert, „Solo ‚Fight Gravity‘“, in: Zak/Güllich, *High Life* (Anm. 73), 129-133, hier 130f.

Einsatz gebracht hätte, schreibt sich der Kletterer der 90er ein Programm, er wird zum programmierten Körper, zum kletternden Rechner. Die bornierten Haken in der Wand werden durch inkorporierte technische Intelligenz ersetzt. Güllich war felsensfest überzeugt, beim Klettern sei das antike Ideal, Körper und Geist in harmonische Übereinstimmung zu bringen, verwirklicht. Auch Lammer hatte davon gesprochen: freilich sind der Extremkletterer der 1980er/90er und der *fin-de-siècle*-Bergsteiger von ganz anderem Körper und ganz anderem Geist.<sup>86</sup>

Für den *freeclimber* ist nicht mehr die Auseinandersetzung mit dem Tod und die körperliche Abhärtung der Kern des Bergsteigens. Klettern ist ebenso Kunst, Natur- und Sportethik und in höchsten Maße Körpereinsatz. Wenn dieser im *free solo* zur äußersten Intensität gesteigert wird, wenn der *freeclimber* an die Grenze von Leben und Tod geht, ist auch dies eine Frage des Stils: „Mein Ziel war es, eine Route im reinsten Stil zu begehen – und das war free solo“.<sup>87</sup> Erst einmal sind *freeclimber*, wie Karl selbstironisch meint: „alles Feiglinge“. Auch wenn sie wie etwa Johnny Dawes, von dem das Zitat zum Gritstone-Klettern stammt, weitaus eher für *clean-climbing*-Ideale stehen und „Psychohämmer“, also reichlich ungesicherte Routen, in die Wände legen oder gar gänzlich ungesichert klettern: sie stilisieren sich als Postheroen. Es mag weniger im tatsächlichen Tun, denn an der Haltung liegen: Zumindest bis in die 90er Jahre knüpfte die Mehrzahl der Topkletterer in ihrer Selbststilisierung an eine kalifornische Herkunft an: Klettern, so wird manchmal noch die eigene Erfahrung aus den spätern 70er Jahren kolportiert, sei dort ein Leben am Existenzminimum mit „bewusstseinsweiternden“ Drogen, lockerer Sexualmoral, intensivem Training und hartem Klettern gewesen. Klettern gilt als Leistungssport und Lebensstil: „nichtentfremdete Leistung“ ohne Trainer und Offizielle, „eine phantastische Natur zu erleben, in fremde Länder zu reisen, mit Freunden im Cafe herumzuhängen.“<sup>88</sup> Scheint die alpinistische Geschichte fast ausschließlich eine männliche Angelegenheit, so verschieben beim Lebensstil Klettern tendenziell die Akzente: zu den prägenden Figuren zählen seit Mitte der 80er Jahre auch Frauen. Das bergsteigende Subjekt ist in seiner ästhetisch-kreativen, körperbetonten Variante nicht mehr nur ein männliches.<sup>89</sup>

Man kann dem Extrembergsteigen eine kompensatorische Funktion zuschreiben, einen Ausgleich für die Versagungen der Moderne, so Aufmuths psychoanalytische Erklärung. Man kann in ihm eine fundamentalere, authentischere Erfahrung verwirklicht sehen, mit der sich der Bergsteiger über das bürgerliche Leben erhebt: bei Messner nimmt dies eine kontemplativ gefärbte Wendung, bei Barth und Lammer eine heroische, die im Kontext imperialistischer und kriegerischer

<sup>86</sup> Vgl. zu Güllich Hepp, *Güllich* (Anm. 63), 13; Lammer, *Jungborn* (Anm. 23), (1891) 28.

<sup>87</sup> Patrick Edlinger, zit. n: Zak, *Rock Stars* (Anm. 82) 111.

<sup>88</sup> So beschreibt dies Wolfgang Güllich; vgl. Hepp, *Güllich* (Anm. 63), 94f., Zitat 9.

<sup>89</sup> Während die Geschichte des traditionellen Alpinismus so gut wie keine Frauen kennt, sind 19 der 79 von Zak porträtierten „Rock Stars“ Frauen; vgl. Zak, *Rock Stars* (Anm. 82).

Wendungen gesellschaftliche Akzeptanz, ja Vorbildcharakter erhielt. Postheroisches Klettern lässt sich als subversiven Akt begreifen, als Gegenentwurf gegen generelle moderne Rationalisierungstrends, wie der kletternde Soziologie Lewis dies postuliert. In dem Maße aber, in dem gegenwärtige Regierungstechnologien alternative Werte in ökonomisches Kalkül einbinden, scheint sich das Bild des Kletterers zu wandeln:

Das Freiklettern hat gute Chancen, ein Lieblingskind unserer Gesellschaft zu werden: Mit Risikobereitschaft, Leistungsorientierung und unverkrampftem Lebensstil sind wir dreifach im Bonus. Die Massen haben neue Helden – und glücklicherweise tragen sie eine Bohrmaschine statt eines Maschinengewehrs.<sup>90</sup>

### Ausstieg – Subjektivierung am Fels

Wir sind oben. Wir fallen uns um den Hals. Es ist 12 Uhr mittags. Wir sind am Ziel unserer Wünsche, kurz unter dem Himmel. Oswald ist total euphorisch. ‚Wir sind oben. Wir sind oben,‘ schreit er fassungslos hinter seiner Atem-Maske. Ich bin glücklich, weil der Gipfel das Ende des qualvollen Steigens beinhaltet. Der Gipfel bedeutet, keinen Schritt mehr nach oben tun zu müssen. Ich kann es selbst noch nicht richtig fassen. Mein Wissen sagt mir ‚Das ist der höchste Punkt der Erde‘. Wir machen Gipfelphotos für das Familienalbum: Ich, der Gipfelsieger. Ich, der Übermensch. Ich, das atemlose Wesen. Ich, der Reinhard auf einem Schneehaufen. Langsam kommen mir die Kälte, der Wind und meine Erschöpfung zu Bewußtsein. Langsam kommt nach der Freude die Traurigkeit, ein Gefühl der Leere: eine Utopie ist Wirklichkeit geworden. Ich ahne, daß auch der Everest nur ein Vorgipfel ist. Den wirklichen Gipfel werde ich nie erreichen.<sup>91</sup>

Auf dem Gipfel des Mount Everest versammelt Karl die historischen Transformationen des bergsteigenden Subjekts. Den Gipfelsieger, der wie Saussure im universalistisch-wissenschaftlichen Dienst die Natur erobert und vom Gipfel in die erhabene Weite blickt. Den Übermenschen, der mit Barth die Natur und mit Lammer den Tod herausfordert, sie überwindet und besiegt, und sich zugleich über den bürgerlichen Alltag erhebt. Das atemlose Wesen, das, wie Messner ohne Sauerstoffflasche seine Ich-Grenzen verliert, sich am Everest-Gipfel in einem seelischen Orgasmus verströmt, eine körperlose Gestalt annimmt. Atemlos ist auch Karl selbst, der mit der gleichen Expedition zwei Tage nach Messner beim Gipfelaufstieg mit der Sauerstoffzufuhr aus seiner Flasche kämpft: die Technik-Version eines Bergsteigers, ein Cyborg, der sich mit Maske, Gletscherbrille, Dauenanzügen, Sauerstoffflaschen usw. wie ein „Mondfahrer oder ein Tiefseetau-

<sup>90</sup> Heinz Zak, „Helden der Bohrmaschine“, in: Zak/Güllich, *High Life* (Anm. 73), 6-7, hier 6. In den Wettkampfsereien der Hallenkonkurrenzen ist Klettern zum reinen Leistungssport geworden, was sich in einem starken Organisationsgrad, in Trainern, Funktionären, Zuschauern, verstärkter Kommerzialisierung usw. ausdrückt.

<sup>91</sup> Karl, *Erlebnis Berg* (Anm. 13), 111.

cher“ vorkommt, „der sich verlaufen hat.“<sup>92</sup> Karl identifiziert sich mit all diesen Bergsteiger-Ichs. Der Glaube aber, am höchsten Gipfel ein definitives Ich, ein wahres, gar heroisches Selbst zu finden, hat sich zerstreut: am Gipfel steht auch nur Reinhard auf einem Schneehaufen, der Fotos für's Familienalbum schießt.

Karl sinniert beim Gipfelaufstieg darüber, keinesfalls riskieren zu wollen, dass seine Zehen erfrieren: „dazu bin ich zu sehr Kletterer“.<sup>93</sup> Über den Fels, über die neue Ethik des Kletterns spannt sich das Verhältnis von Landschaft und Subjekt in ganz anderer Weise auf als im klassischen Bergsteigen – selbst wenn dieses nicht mehr mit heroischem Pathos aufgeladen wird. Beim atemlosen Messner schalten am Gipfel die Ratio und die Sinne ab. Reines seelisches Empfinden, reine Schau: ein All-Gefühl stellt sich ein. In der ästhetischen Naturbetrachtung – so hatte es Ritter gesehen – sollte ein „Vorschein“ der „an sich verloren gegangenen ganzen Natur“ vergegenwärtigt werden, eine Natur, als „das alles ‚Umgreifende‘ und so in allem Gegenwärtige“.<sup>94</sup> Messner empfindet nicht nur einen Vorschein, er empfindet das Naturganze. Eine Naturschau, die bei Petrarca begann, hätte im „Grenzbereich Todeszone“ am Mount Everest eine neue Dimension erlangt. Eine kontemplative Erfahrung nicht als Resultat einer Naturbetrachtung, sondern aus dem Kampf gegen den Körper bis die nackte Seele übrig blieb: das wahre Ich des Bergsteigers. Der Kletterer Karl hingegen verliert seine Ich-Grenzen am Everest nicht, er schichtet seine bergsteigenden Egos aufeinander, positioniert sich in ironischem Abstand und beginnt dann Unterscheidungen zu treffen: die Umwelt zu spüren, über Vergangenheit und Zukunft zu reflektieren. Der Naturbezug, den er entwickelte, ist korresponsiver Art, ein Leben in der Landschaft und mit dem Körper. In einem Artikel, der nach seinem durch eine Eislawine bei einer Expedition 1982 verursachten Tod veröffentlicht wurde, schrieb er in einem für seinen Stil außergewöhnlich sentimentalischen Ton über seine Zeit in der Südpfalz:

Die Zeit, die ich an den Felsen verbracht habe, war eine schöne Zeit; ein schönes intensives Leben. Ich weiß nicht, woran es gelegen hat, an meinen Freunden, an mir oder an den Felsen selbst. Ich glaube die Felsen beinhalten ein Geheimnis, von dem manche Menschen stark angezogen werden: das sie zwingt, hochklettern zu müssen und, wenn sie dann da hochklettern, macht, daß sie glücklich sind. Das Klettern ist für mich eine körperlich-geistige Auseinandersetzung mit einer Landschaft, die mich so geprägt hat, daß sie ein Teil meines Ichs geworden ist. Das hier ist meine Heimat.<sup>95</sup>

<sup>92</sup> Ebd., 110.

<sup>93</sup> Ebd., 110.

<sup>94</sup> Ritter, „Landschaft“ (Anm. 3), 182.

<sup>95</sup> Karl, „Unterwegs nach Hause“ (Anm. 1), 102.